1926. 11309

Die

Stiefmutter

oder

Edwin und Theodora.

Eine Erzählung

von

Armina.

d. i. Luise von Hanguis

Leipzig, 1826,

bei Christian Ernst Kollmann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Die

Stiefmutter,

oder

dwin und Theodora.

Beyer

Die letzten glühenden Sonnenſtrahlen vergoldeten die waldigen Berge, von denen ein vielfaches Heerdengeläut anmuthig herab und durch die abendliche Stille klang, als Theodora mit ihrer Freundin Cäcilie vom Kechelfall zurückkehrte. Der letztern fiel es ein, eine Berganſicht, die ihnen zur Seite lag, zu zeichnen, und ſie bat daher Theodoren, voranzugehen, und ſie mit dem Wagen vor dem Wirthshauſe in Petersdorf zu erwarten. Theodora that, wie ſie wünſchte, und ſetzte ſich, um auszuruhen, auf die Bank vor der Thüre. Sie war, um ſich nach dem er-

hitzenden Gange vor Erkältung zu schützen, in einen weiten schwarzseidenen Mantel gehüllt, und ein großer Strohhut, von welchem ein Schleier herabfiel, beschattete ihr Gesicht. Sie hatte noch nicht lange gesessen, als rasche männliche Fußtritte und laute dringende Worte, die sie ganz in der Nähe vernahm, sie aus einem tiefen Nachdenken erweckten. Schaffe mir augenblicklich Pferde, ich zahle, was man nur verlangen kann, und Du erhältst ein reichliches Trinkgeld! Diese Worte, an einen jungen Burschen gerichtet, hörend, wandte sie unwillkührlich den Kopf nach dem Sprechenden. Bei dieser Bewegung fiel der Schleier vor ihrem Antlitz herab, und Theodora vergaß, denselben wieder zurückzuschlagen, als sie einen anständig gekleideten Fremden wahrnahm, der, indem

er den Hut flüchtig grüßend abzog, sich mit den Worten: Mit gütiger Erlaubniß! auf dem andern Ende der Bank niederließ. Seinen Hut in der Hand behaltend, fuhr er mit dem Taschentuch über das glühende Antlitz und bat noch einmal um Verzeihung. Theodora bemerkte an ihrem Nachbar alle Zeichen der Erschöpfung. Seine Wangen brannten, seine Brust flog, und die ganze edle Gestalt trug den unverkennbaren Ausdruck gewaltsamer Anstrengung und tiefer innerlicher Erschütterung. Ihr fiel bei dieser Bemerkung die Gefahr der Erkältung ein, und sie entgegnete seine zweite Entschuldigung mit der Bitte, seinen Hut wieder aufzusetzen. Er that es, sich verbeugend, und war jetzt gesammelt genug, um zusammenhängender zu sprechen.

So seltsam meine Zudringlichkeit und der Zustand, in welchem ich erscheine, auch auffallen muß, begann er, so werden Sie mich doch vielleicht entschuldigen, wenn Sie die Veranlassung desselben erfahren. Ich komme heute von der Koppe über den Kamm des Gebirgs, und langte schon etwas ermüdet am Zackenfall an, wo ich Bekannte aus Warmbrunn antraf, und von ihnen erfuhr, daß vor wenig Stunden mein Freund, der Major Ilmenthal, auf dem Wege nach Stensdorf verunglückt sey. Seine Pferde gingen mit ihm durch, der Wagen warf um, ward eine Strecke geschleift, und mein Freund befindet sich in einem Zustande, der seinen Tod befürchten läßt.

Der Fremde drückte bei den letzten Worten die Hand auf die Augen, und

fuhr dann schneller fort: Im Fluge eilte ich hierher, und schickte nach Pferden aus, um keinen Augenblick zu versäumen — um ihn noch einmal zu sehen. — Er hielt wieder inne, und ehe Theodora antworten konnte, sprang der ausgeschickte Bursche herbei, und brachte die Nachricht, daß für diesen Abend im ganzen Dorfe keine Pferde mehr zu bekommen wären. Entsetzlich! rief aufspringend der Fremde; so muß ich zu Fuße fort!

Nein, nein, rief Theodore, Sie könnten zu spät kommen — dort steht mein Wagen, nehmen Sie ihn!

Sie rief schnell nach dem Kutscher, und der Fremde, in dem Wahn, sie wolle ihn mitnehmen, bot ihr den Arm, sie zum Wagen zu führen.

Sie trat zurück. Eine Freundin ist

mit mir gefahren, die ich nicht allein lassen kann, erläuterte sie, und trieb ihn, zu eilen.

Aber wie wollen Sie zurückkommen? fragte der Staunende.

Der Kutscher kömmt zurück und bringt uns morgen früh zur Badestube nach Warmbrunn, erwiederte sie. O, eilen Sie, schlagen Sie mir die Bitte nicht ab! setzte sie in dem ihr eignen herzgewinnenden Ton hinzu, der, wenn sie ihn in eine Bitte legte, jedesmal unwiderstehlich war.

Ach, ich gehorche nur zu gern! entgegnete der Unbekannte, und schwang sich eilend in den Wagen, der, auf sein Gebot, wie im Fluge mit ihm davon rollte.

Theodora wandte sich eben nach ihrem Sitz zurück, als sie in einiger Entfer-

nung Cäcilien mit schnellen Schritten heraneilen sah. Da bin ich wieder, rief ihr diese schon von Weitem entgegen, herzlich dankbar, daß Du meiner gewartet hast, und wir können nun sogleich fahren.

Jetzt erst fiel es Theodoren ein, daß ihre Freundin mit ihr gleiches Recht an dem Miethswagen hatte, den sie eigenmächtig fortsandte. Bestürzt über ihre Unbedachtsamkeit, warf sie sich Cäcilien in die Arme, und gestand ihr dieselbe mit so freundlichen Worten, daß diese ihr nach wenig Augenblicken lächelnd zur Seite saß, und die Geschichte des fortgeschickten Wagens verlangte.

Theodora säumte nicht, die kleine Begebenheit auf's Anziehendste vorzutragen. Und wie sah denn der Held Deines Aben-

theuers aus? fragte Cäcilie, als sie fertig war.

So recht genau weiß ich das selbst kaum, entgegnete Theodora, denn die Erschütterung, in welcher er sich befand, und die Erzählung von dem Unfall seines Freundes fesselte meine Aufmerksamkeit und ließ mir zur Beobachtung nicht Zeit. Nur so viel entsinne ich mich, daß, da er einmal das Gesicht mit der Hand bedeckt hatte, und diese dann wieder hinwegzog, ich vor der Herrlichkeit zweier leuchtenden, tiefblauen Augen wunderbar erstaunte. Ueberrascht von seinen Blicken, die meinen Schleier durchdringen zu wollen schienen, senkte ich die meinigen tiefer, und bemerkte bei dieser Gelegenheit sein Ordensband, welches ihn mir als einen Ritter des eisernen Kreuzes ankündigte. Mehr weiß ich nicht

von ihm zu ſagen, aber jetzt will es mir ſcheinen, als hätte ich nie eine edlere und anmuthigere Heldengeſtalt geſehen. Theodora ſenkte nach den letzten Worten ſinnend das Haupt, und verſank in dem Beſtreben, ſich die Züge des ſchönen Kreuzritters klar und deutlich zurückzurufen.

Während die beiden Freundinnen, ſanfter als ſie gehofft hatten, in dem ländlichen Gaſthofe ruheten, ſaß Edwin von Roſenberg, ſo nannte ſich der Fremde, ſchon um Vieles beruhigter an dem Lager ſeines Freundes. Wie jeder Unfall durch vielfaches Wiedererzählen vergrößert wird, ſo war es auch hier geſchehen, und Ilmenthal bei dem Umwerfen ſeines Wagens zwar bedeutend, doch keinesweges lebensgefährlich verletzt worden. Edwin, vom Wundarzt über des Freundes Zuſtand beruhigt,

verwachte die Nacht an seinem Bette, und sank endlich, von der Anstrengung des vorigen Tages erschöpft, gegen Morgen in einen tiefen Schlaf, aus welchem ihn erst die Strahlen der schon ziemlich hoch gestiegenen Sonne erweckten. Sein erstes Forschen war nach Ilmenthals Befinden, und als dessen erwünscht lautende Antwort seine Besorgnisse gehoben hatte, stellte sich seinem Anstandsgefühl die Pflicht dar, der gütigen Unbekannten seinen Dank zu bringen. Er erhob sich schnell von seinem Sitz, als ihm, indem er schon nach seinem Hut greifen wollte, zu seinem Verdruß erst einfiel, daß er weder ihren Namen, noch ihre Wohnung wisse. Unwillig schalt er sich in Gedanken, daß er den Kutscher nicht darum befragt hatte, und noch ernstlicher zürnte er mit sich selbst, als er sich über-

zeugte, daß er wahrscheinlich weder die verhüllte Gestalt der Unbekannten, noch das unbedeutende Gesicht des Kutschers wieder erkennen werde, was er kaum angesehen hatte. Halb lachend, halb ärgerlich erzählte er Ilmenthal, was ihm begegnet war.

So tröste Dich, entgegnete dieser, als des Schleiers Erwähnung geschah. Deine Unbekannte ist wahrscheinlich so häßlich, daß Dir nicht wieder nach ihrem Anschauen gelüsten würde, wenn Du sie einmal gesehen hättest; denn ein schönes Weib verschleiert sich vor keinem liebenswürdigen Manne.

So sehr es mich freut, Dich wieder scherzen zu hören, entgegnete Edwin, so könnte mich doch Deine leichtfertige Rede fast ärgern, denn die Verschleierte hat durch ihre innige Seelengüte, die sich so

rein in dem süßen Ton ihrer Worte aus-
sprach, mein herzliches Wohlwollen er-
worben, und sonderbar würde es mich
kränken, mir hier eine schöne Seele in
eine häßliche Gestalt eingekerkert denken
zu müssen.

Und doch ist es das Loos so vieler
schönen Seelen, in solchen Kerkern zu
seufzen! bemerkte Ilmenthal, und setzte
die Frage hinzu, ob nicht vielleicht an
ihrer Größe oder Stimme die Verhüllte
erkannt werden könne?

Auch das kann ich nicht hoffen, ent-
gegnete Edwin, denn weder zu den Größ-
ten, noch zu den Kleinern ihres Ge-
schlechts gehörend, muß sich ihre Ge-
stalt, ohne aufzufallen, unter der Menge
verlieren. Nur am Ton ihrer Stimme,
wenn ich sie wieder eine recht dringende

Bitte ausſprechen hörte, würde ich, dünkt mich, ſie wieder erkennen.

Nun ſo wünſche ich Dir bald wieder eine ſolche von ihr; nur erſchrick nicht zu heftig, wenn ſie den Schleier zurückſchlägt! verſetzte Ilmenthal.

Ein heiterer Morgen lockte in's Freie, und auch Theodora wandelte an Cäciliens Seite unter der auf und ab wogenden Menge, ohne jedoch unter derselben den schönen Fremden zu bemerken, den diese so gern gesehen hätte. Edwin saß noch am Bette des Freundes, ihm durch Gespräche und Vorlesen die Zeit verkürzend, und fand um so weniger Beruf, den Spaziergang zu besuchen, da er sich überzeugt hatte, daß er die Unbekannte nicht ausfinden, und diese, sich ihm zu nennen, bescheiden vermeiden werde. Von jeher hatten ihn liebenswürdige Frauen wohl angezogen, doch noch nie dauernd gefes-

ſelt, da er, jung und unbegütert, nicht füglich an eine Verbindung für's Leben denken konnte, wie er ſie wünſchenswerth fand, und ſpäter das ernſte Kriegsgetümmel ſeinen Geiſt ſo beſchäftigte, daß er von jeder entſchiedenen Neigung frei blieb. Vor Kurzem erſt von den Wunden geneſen, die er vor Paris empfing, war er in der Hoffnung nach Warmbrunn gekommen, ſeinen gelähmten rechten Arm durch die Kraft des Bades zu heilen. Der Krieg, der ſich auf's Neue entzündet hatte, und ein ſtiller Unwille, an demſelben nicht Theil nehmen zu können, beſchäftigte auch hier wieder ſeine Gedanken, und ließ ihn weder Zeit, noch Luſt gewinnen, ſich im Kreiſe der dort verſammelten blühenden Geſtalten umzuſchauen. Jetzt aber, denn nichts reizt ſo

mächtig, als ein Geheimniß, war es auf einmal anders mit ihm geworden, und er, der schon einige Wochen lang, mitten in dem fröhlichen Getümmel des Bades, fast achtlos an aller Schönheit und Lieblichkeit vorüberging, fand sich seltsam angezogen von den wenigen Lauten, die ihm, unter einem dichten Schleier hervor, entgegentönten. Ein eigener heimlicher Unwille überfiel ihn jedesmal bei dem Gedanken, die nähere Bekanntschaft der verhüllten lieben Erscheinung aufgeben zu müssen. Vor seiner Seele schwebte, er mochte sich sagen, was er wollte, unaufhörlich ein entzückendes, wunderholdes Antlitz, das unter dem aufgehobenen Schleier ihm im höchsten, siegendsten Liebreiz entgegenstrahlte, und er mußte nicht selten den strengsten Ernst zu Hülfe rufen, um

die Gluth ſeiner aufgeregten Einbildungskraft zu bemeiſtern.

Klarer, als er, war ſich Theodora des neuen Eindrucks bewußt, den ihr Herz empfangen hatte. Nicht die ſchöne Geſtalt hatte ſie ſo innig angeſprochen — das tiefempfindende ſchöne Gemüth des Fremden hatte ſich ihr rührend und unverhüllt dargeſtellt, im Kampfe mit dem feſten männlichen Sinn, der den gewaltſam hervorbrechenden Schmerz mit überlegener Kraft unterdrückte. Die Innigkeit ſeiner Worte war bis in die Tiefen ihrer Seele gedrungen, und die zerdrückte Thräne in dem leuchtenden blauen Feuerauge war die Perle, die das herrliche Heldenbild mit Verklärungsglanz ſchmückte.

So waren einige Tage verflossen, wo unfreundliches Wetter jedes Vergnügen im Freien verbot, und als die Sonne wieder zum erstenmal am ausgeheiterten Himmel strahlte, benutzte ein großer Theil der Badegesellschaft den schönen Nachmittag zu einem Spaziergang auf den Schulzenberg, wo sich endlich auch Edwin, später als die Uebrigen, einfand. Es war in seiner Stimmung natürlich, daß ihm unter der ganzen zahlreichen Versammlung sogleich zwei, wie es schien, jugendliche Frauengestalten auffielen, von deren großen Strohhüten lange Schleier herabwallten. Beide saßen mit einigen Andern an einem

Tiſch, der mit Kaffee und Kuchen beſetzt war, und wendeten ihm den Rücken. Gern wäre er ihnen ſogleich gegenüber getreten, wenn nicht die Mauer des Hauſes und die beſetzte Bank an derſelben ihn daran verhindert hätte. Er nahm daher einen Platz ein, wo er dieſe Geſellſchaft beim Aufſtehen beobachten konnte, und muſte ziemlich lange harren, bis dieſelbe ſich zu einem Spaziergange erhob, wo er alsdann nicht ſäumte, ſich ihr auf eine ſchickliche Art anzuſchließen.

Indem er der einen der beiden Fremden näher trat, und ſie mit einigen gleichgültigen Worten anredete, wandte dieſe ſich zu ihm, und Edwin bebte faſt ſichtbar zurück, als er ein ſo häßliches Antlitz erblickte, wie ihm noch faſt keines erſchienen war. Ilmenthal hat Recht, dachte

er, als er sich von seiner widrigen Ueberraschung erholt hatte, und setzte, nicht ohne Ueberwindung, das angeknüpfte Gespräch fort. Er fürchtete, daß die Stimme der Unbekannten seine böse Ahnung bestätigen werde, doch so sanft und anmuthig auch ihre Rede klang, es war nicht der Ton, der an sein Herz gesprochen hatte. Unwillkührlich richtete er jetzt seine Blicke auf die zweite Schleiergestalt, die einige Schritte vor ihm ging, und so eben einen Handschuh verlor. Er sprang hinzu, denselben aufzuheben, und als er sich wieder aufrichtete, ihn ihr zu überreichen, strahlte ihm der Glanz einer fast blendenden Schönheit entgegen. Diese ist's! tönte es in seinem Innern, und er eilte, auch hier sogleich ein Gespräch anzuknüpfen. Aber hatte ihn die Häßlichkeit der Ersten er-

ſchreckt, ſo ergriff ihn jetzt ein faſt ſprachloſes Erſtaunen, als die wunderſchönen Lippen ſich öffneten, um in den unangenehmſten Tönen und gemeinſten Ausdrücken ſeine Rede zu beantworten. Er verſuchte mit mehreren Gegenſtänden der Unterhaltung vergebens einen Funken von Verſtand oder Gefühl aus der ſchönen Bildſäule hervor zu locken, aber ſeine Bemühungen enthüllten ihm nur ſchneller die ganze Armuth ihres Geiſtes und Herzens, und als endlich ihre anweſende Tante ſie zu ſich rief, ergriff er erfreut die Gelegenheit, wieder zu der Häßlichen zurückzukehren, der er, bei ihrer angenehmen Unterhaltungsgabe, gern einen Theil ihrer Häßlichkeit verzieh.

Feſt entſchieden war es ihm jedoch, daß Keine von Beiden ſeine liebe Unbe-

kannte seyn könne. Wie hätte er sich dies freundliche verhüllte Wesen in diese von der Natur mißhandelte Gestalt zu denken, und sich eines tiefen, ihm selbst unerklärbaren Schmerzes zu erwehren vermocht! Verstimmt kam er zu Hause, wo er nicht säumte, Ilmenthal die Abentheuer seines Spaziergangs mitzutheilen, welcher jetzt, fast genesen, sich einiger Scherze und eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte.

Während Edwin den erwähnten Kaffeetisch beobachtete, war ihm der Gegenstand ganz nahe, den er dort zu entdecken suchte. Wenig Schritte von ihm saß Theodora neben Cäcilien, versteckt genug, um ihn unbemerkt beobachten zu können, und sie erstaunte vor der bezaubernden Anmuth seiner Erscheinung, die sie bei der ersten

Bekanntſchaft nicht zur Hälfte wahrgenommen hatte. Unter einer hellen, kühnen Heldenſtirn rollten die großen blauen Augen, leuchtend wie zwei freundliche Sterne; kaſtanienbraunes Haar kräuſelte ſich leicht um das ſchöngeformte Haupt, und ein ſtarker Zwickelbart von derſelben Farbe erhob die friſch glühenden bräunlichen Wangen, denen eine ſchön gebildete Naſe ſich anſchloß; aus den feinen, freundlich-ernſten Lippen blüheten, wenn ſie ſich öffneten, hell und rein die ſchönſten Zähne hervor, und die kräftig-edle Geſtalt zeichnete ſich durch die kunſtloſeſte, aber anmuthigſte Haltung aus. Theodora flüſterte ein leiſes: Da iſt er! in der Freundin Ohr, und dieſe ſah nicht ohne lebhafte Ueberraſchung dem ſchönen Krieger in's Antlitz. Beide ſprachen und ſcherzten leiſe über

ten holden Kreuzritter, wie sie ihn nannten, bis dieser aufstand, um der erwähnten Gesellschaft zu folgen, in welcher Theodora schon vorher das wunderschöne Mädchen bemerkt hatte. In dieser glaubte sie jetzt die anziehende Kraft zu entdecken, die ihn fortriß, und ein schneidender Schmerz zuckte durch ihre Brust. Sie lernte sich in diesem Augenblick erst gänzlich verstehen, und erschrak vor der Gluth eines Gefühls, das sie schon gekannt zu haben wähnte, und von welchem sie doch, wie es ihr jetzt klar ward, noch keine Ahnung gehabt hatte.

Theodora war in einer reizenden ländlichen Gegend erwachsen, und mit ihr der Sohn des nächsten Gutsnachbaren, einige Jahre älter, als sie. Als sie vierzehn Jahr alt war, sandte sie ihr Vater, nach der Mutter Tod, die um diese Zeit starb, in eine Erziehungsanstalt. Sie blieb dort einige Jahre, und besuchte dann auf längere Zeit eine Tante, die in einer sehr einsamen Gegend lebte, aus welcher Theodora endlich mit nicht wenig Freude in die Heimath zurückkehrte. Hier fand sie noch Alles wieder, was sie verlassen hatte. Ihre Freundin Cäcilie war in der nächsten Stadt verheirathet, und ihr ehemali-

ger Spielgefährte, der so eben von der hohen Schule zurückkam, begrüßte sie als ein liebenswerther Jüngling mit sichtlichem Wohlgefallen. Heiter und ruhig verflossen einige Jahre, während deren immer inniger sich eine glühende Neigung zu Theodoren in seinem ganzen Wesen offenbarte, die von ihrer Seite mit dem herzlichsten Wohlwollen erwiedert ward, das sie selbst, noch unbekannt mit einem höheren Gefühl, Liebe nannte. Daher erschien ihr das Glück ihrer Zukunft begründet, als Adolph, so hieß ihr Jugendfreund, mit Zustimmung der beiden Väter, um ihre Hand warb, welche in dieser Verbindung einen lange gehegten Wunsch erfüllt sahen, und die Feier derselben nur noch aufschoben, um dem jungen Paar vorher einen passenden Wirkungskreis zu

bereiten. Dieſe Angelegenheit zog ſich ziemlich in die Länge, und als endlich der Zeitpunkt ſich näherte, der zur Vereinigung der Liebenden beſtimmt war, ertönte der Aufruf zu den Waffen, und Alles ſtrömte herbei zum Kampf für Freiheit und Recht. Auch Adolph ſäumte nicht, dahin zu eilen, wohin Pflicht und Ehre ihn riefen, und Theodora, ſeinen ſchönen Beruf freudig anerkennend, ſah ihn in ſtiller, frommer Ergebung ſcheiden. Auf das Traurigſte, wie auf das Erfreulichſte vorbereitet, empfing ſie nach der erſten Schlacht die Nachricht von dem Tode ihres Verlobten, und feierte ſein Andenken mit tiefem, ſchweigendem Gram. Aber im feſten Glauben, daß nichts zu koſtbar für das Vaterland ſey, fand ſie die Kraft, ihren Schmerz zu bezähmen, und ihr ge-

beugtes Gemüth richtete sich wieder empor, als der Sieg der gerechten Sache alle große Opfer belohnte, die derselben gebracht wurden. In die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, verlebte sie ein ernstes Trauerjahr, und erst als der Friede wiedergekehrt war, gelang es Cäcilien, die Freundin wieder in das gesellige Leben zurückzuführen. Doch kaum begann Theodora sich zu erheitern, als das Geschick ihr eine neue Prüfung zusandte; ihr Vater erkrankte, und starb nach langen Leiden, als so eben der neue Krieg ausbrach. Theodora war nun in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre unumschränkte Gebieterin eines ansehnlichen Vermögens, aber die Anstrengung einer langen Krankenpflege am Sterbelager des Vaters, und der frühere Gram, hatten ihre Gesundheit so hef-

tig erschüttert, daß ihr Arzt sehr ernstlich ihr die Bäder von Warmbrunn und Flinsberg verordnete, wohin Cäcilie sich bald entschloß, die Freundin zu begleiten.

Theodora bereitete sich nicht ungern zu dieser Reise, jedoch auf eine Art, die ihrem jetzigen Vermögen nicht angemessen war. Cäcilie wunderte sich, als sie diese Sonderbarkeit bemerkte, und staunte noch mehr, als diese ihr ein feierliches Versprechen abforderte, im Bade nie ihres Vermögens und ihrer näheren Verhältnisse zu erwähnen. Auf Cäciliens Wunsch, die Ursache dieses Verlangens zu erfahren, entgegnete Theodora mit einem leichten Erröthen:

„Weil ich mich von keinen Bewerbern umgeben sehen möchte, die der Eigennutz so leicht um reiche Mädchen versammelt,

und weil ich an überflüssigem Aufwande gern so viel als möglich ersparen möchte, um denen reichlicher geben zu können, die jetzt auf's Neue für unsere Freiheit bluten werden.

Cäcilie hatte Geist und Gefühl genug, um diese Gründe zu ehren; sie legte gern das geforderte Gelübde ab, und Beide traten an einem schönen Juliusmorgen endlich ihre Reise an.

Ein heiterer Himmel leuchtete den Reisenden. Ueberall, wohin sie kamen, begegneten ihnen Siegesnachrichten und froher Jubel, und nach einigen Tagen enthüllte sich ihnen das Riesengebirge in seiner ganzen Pracht und Hoheit aus den Düften der Ferne.

Sie waren am Ort ihrer Bestimmung. Das fröhliche Leben und Trei-

ben begann Theodoren angenehm zu zerſtreuen, und die vielfachen Naturſchönheiten der Gegend boten ihr einen Genuß dar, welchen ſie allen andern Vergnügungen vorzog, und den ſie auch an jenem Tage aufgeſucht hatte, wo wir ſie zum Erſtenmal mit Edwin zuſammentreffen ſahen.

Wie auch Ilmenthal über Edwins vergebliches Suchen scherzen mochte, so wollte es ihm doch nicht gelingen, seine Heiterkeit dem ernsten Freunde mitzutheilen, und Beide saßen eben wortloser als gewöhnlich beisammen, als der eintretende Postbote Edwin einen Brief überbrachte. Von meinem Vater! rief dieser, und gewohnt, dessen Briefe mit Liebe und Freude zu empfangen, hatte er schnell das Siegel gelöset. Mehr und mehr verfinsterte sich jedoch seine Stirn beim Lesen, und schweigend reichte er Ilmenthal, als er fertig war, denselben hin, indem er mit gestütztem Haupt nachdenkend sitzen blieb. Der

Hauptinhalt des Briefes war nach einem vorbereitenden Eingang folgender:

Du wirſt Dich erinnern, daß, als man mich vor zehn Jahren zum rechtmäßigen Lehnserben von Seeberg erklärte, ich etwas ſehr Verſtändiges zu beginnen glaubte, wie ich meine ſehr einträgliche Pachtung aufgab, um durch eine zweckmäßige Verwaltung des ererbten Gutes mir und Dir ein freies, ſicheres Eigenthum zu gründen. Du weißt auch, wie vernachläſſigt und verfallen ich daſſelbe fand, und in welch einem Zuſtand ſich Wald und Acker befanden, und wie ich mein ganzes kleines Vermögen auf- und die ausdauerndſte Thätigkeit und Sparſamkeit anwenden mußte, um Alles gehörig in Stand zu ſetzen, wobei noch die Kriege und ihre Folgen mich nur zu ſehr in meinem Beſtreben ſtörten. Denke Dir daher

meine Lage, da vor Kurzem der rechtmäßige Lehnerbe, der ungerathene, nach Amerika entlaufene Sohn des letzten Besitzers, von welchem man mit Gewißheit glaubte, daß er in einem Schiffbruch untergegangen sey, erschien, und seine Rechte bewies und geltend machte. Daß ich früher keine Ersparnisse machen konnte, ist Dir bekannt, und so verließ ich Seeberg, um in dem Hause meines alten Freundes Reichstein den Zufluchtsort aufzusuchen, den dieser mir edelmüthig aufgedrungen hatte. Doch ist es immer bitter, wenn man Herr eines eignen Besitzthums war, sich in eine Art von Abhängigkeit schicken zu müssen, die sich einmal in solchen Verhältnissen nicht ganz vermeiden läßt, selbst bei einem so edlen und zarten Benehmen nicht, als mein Freund und sein gutes Weib gegen mich be-

obachten. Bei der zunehmenden Schwäche meines Alters jedoch, die es mir deutlich verkündigt, daß ich der Großmuth meiner Freunde nicht mehr lange bedürfen werde, könnte ich mit ruhiger Ergebung mein Geſchick tragen, wenn nicht der Hinblick auf Dich, mein Edwin, mich mit trüber Sorge erfüllte. Was Du mir von der noch fortdauernden Lähmung Deines Arms ſchreibſt, läßt mich faſt mit Gewißheit fürchten, daß Du den Dienſt wirſt verlaſſen müſſen, für welchen Du ausſchließend erzogen biſt. In mancher ſchlafloſen Nacht habe ich Deinem Schickſal nachgedacht, und bin endlich zu dem Entſchluß gekommen, Dir ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen, welches Du der Vaterliebe verzeihen wirſt, und das zu wählen oder zu verwerfen Dir noch immer vollkommen frei ſteht.

Vor einem Jahre zog die verwittwete Frau von Waller mit ihrer Tochter und einer Nichte in eine benachbarte Stadt, wo ich Gelegenheit hatte, diese Familie ziemlich genau kennen zu lernen. Anna, die Tochter, ist sehr häßlich, aber auch sehr reich, und zugleich sanft und gebildet. Sie erwarb sich überall Achtung und Wohlwollen, während die Nichte mit großer Schönheit und eben so großer Albernheit nur Bewunderung und Gelächter erregte. Diese Familie ist gegenwärtig in Warmbrunn, wo es Dir leicht werden muß, ihre Bekanntschaft zu machen, und ich glaube, wenn Du die uns Männern freilich eigne Abneigung gegen weibliche Häßlichkeit überwinden könntest, Du sehr wohl thun würdest, Anna von Waller zu Deiner Gattin zu wählen.

Da haben wir Deine gestrige Bekanntschaft! rief Ilmenthal, als er an diese Stelle gekommen war, und Edwin erwachte mit einem schweren Athemzug aus seinem trüben Sinnen. Es ist ein böses Geschick und eine schwere Aufgabe, sagte er, ernst vor sich hin blickend.

Und was gedenkst Du zu thun? fragte Ilmenthal.

Das Möglichste, entgegnete Edwin, denn ein solcher Vater muß sein Leben in den Armen eines dankbaren Sohnes beschließen. Du kennst ihn nicht, fuhr er inniger fort, aber wenn Du den herrlichen Alten je gesehen hättest in seiner wahrhaft altdeutschen Biederkeit, wenn Du gesehen hättest, mit welch einer richtigen Einsicht er meine Erziehung anordnete und leitete, mit welch einer rastlosen, nun vergebli-

chen Thätigkeit er für meine Zukunft arbeitete — dann würdest Du nicht fragen, was ich zu thun gedenke, Du würdest es, wie ich, in diesem Augenblicke schon wissen. Nicht Jedem ist es vergönnt, empfangene Wohlthaten zu vergelten, und wer durch besondere Fügung dazu berufen wird, darf nicht zögern, solch einer Bestimmung die schnell verwelkenden Blüthen seiner Jugendträume zu opfern.

Recht so, mein ritterlicher Edwin! sagte Ilmenthal, und schüttelte, innerlich bewegt, kräftig des Freundes Hand.

Die Feier der zweiten Einnahme von Paris führte nach einigen Tagen die beiden Freunde in die katholische Kirche. Sie blieben dicht hinter den letzten Betstühlen stehn, und Edwins Blicke hefteten sich während der feierlichen Messe unwillkührlich auf eine dicht vor ihm kniende schlanke Gestalt, die mit sichtbarer Rührung zu beten schien. Von einem einfachen weißen Morgengewande umflossen, hatte ihre Haltung etwas sehr Edles und Anziehendes, und in dem niedergebeugten Haupt der Betenden, welches eine blaue Haube anmuthig umschloß, kündigte sich eine stille Demuth an, die so zum Herzen sprach,

daß Edwins Augen kaum die liebliche Erscheinung zu verlassen vermochten. Indem sie sich, nach geendetem Gebet, aufrichtete, ließ Jemand hinter ihr etwas fallen. Von dem Geräusch gestört, wandte sie den Kopf, und Edwin erblickte ein Paar geistreiche und himmelsmilde dunkelbraune Augen, die, wie es schien, betroffen seine Anwesenheit wahrnahmen. Volle braune Locken schmiegten sich von der reinen Stirn herab an sanftblasse liebliche Wangen, welche erst in diesem Augenblicke ein leichter Rosenschimmer überflog. Sie war nicht ausgezeichnet schön, aber Edwin gestand sich, nie etwas Holdseligeres gesehen zu haben, und seine Augen folgten ihr beim Hinausgehn, bis sie unter der Menge verschwand.

Am Abend war Ball, und Edwin bemerkte, als er den Saal betrat, sogleich zu

ſeiner Freud. ſeine liebe Heilige, wie er in Gedanken die Erſcheinung in der Kirche benannte. Mit einer Theilnahme, wie er noch keine empfunden hatte, betrachtete er aus der Ferne die holde Geſtalt. Sie trug jetzt ein lichtblaues Florkleid, das ihr ſehr wohl ſtand, und ohne allen andern Schmuck umſchwebten ihre zierlich geordneten dunkeln Locken ihr liebliches Haupt, das ſie im lebhaften Geſpräch bald hier-, bald dorthin mit unbefangener Freundlichkeit neigte. Endlich begegneten ihre Augen Edwins Blicken und ſenkten ſich ſchnell wieder zu Boden, aber auf's höchſte überraſcht ſchaute ſie empor, als jetzt die Pauken zum polniſchen Tanz wirbelten, und er, ſchnell vor ſie tretend, ihr die Hand bot. Mit höflichen Worten, doch etwas verwirrt, ſchlug ſie ſeine Bitte ab, und er

setzte sich neben sie, indem er mit der Frage, ob sie niemals tanze? ein Gespräch anzuknüpfen versuchte. Ich habe früher oft und gern getanzt, entgegnete sie, bis ich bei dem Anfang des vorigen Krieges mir selbst und einem Scheidenden gelobte, vor der Feier des Friedensfestes an keinem Tanz mehr Theil zu nehmen. Dann wünsche ich dasselbe noch hier zu feiern, um mir eine Vergütung des eben erhaltenen Verbes zu erbitten, versetzte Edwin zerstreut, indem er über die muthmaßliche Ursache solch eines Gelübdes nachdachte, wo er denn bald zu der Ueberzeugung gelangte, daß ein ihr sehr werther Gegenstand an dem Kampf Theil nehme. Eine Frage seiner Nachbarin weckte ihn aus seinem Tiefsinn, und es entspann sich nun zwischen Beiden ein Gespräch, das immer anziehender ward, so

daß Edwin seinen früher gefaßten Vorsatz, die nähere Bekanntschaft der Familie Waller zu suchen, darüber gänzlich vergessen hatte, und sich unangenehm gestört fand, als jetzt Anna sich dicht vor ihm zum Tanz anstellte. Der glänzende Ballstaat, in welchem sie erschien, erhob zwar ihre ziemlich artige Gestalt, um so zurückstoßender wirkte jedoch ihr Antlitz neben den Rosen, die ihren Kopf umwanden, und den Edelsteinen, die um den Hals und in den Ohren schimmerten. Edwin erschauderte, als er sie erblickte. Ohne daß er sein Gefühl deutlich ergründete, erschien ihm jetzt schrecklich, was ihm am Morgen nur hart schien, und das Leben, auf immer vom Glanz der Liebe entkleidet, lag in öder Verworrenheit vor ihm. Sein Herz empörte sich mit einem Ungestüm, vor welchem er erstaunte, gegen

die Kraft seines Entschlusses, und seine Gedanken verwirrten sich so wundersam, daß er von den anziehendsten Gegenständen der Unterhaltung ziemlich auffallend zu unbedeutenden Bemerkungen über die Tanzenden überging. Ein wenig befremdet blickte seine Nachbarin ihn an, als eben Cäcilie zu ihnen trat, und derselben ihr Tuch in Verwahrung gab, weil sie tanzen wollte.

Gerne, entgegnete diese, aber, setzte sie bittend hinzu, gedenke der Vorschrift des Arztes, schade Dir nicht!

Edwin erwachte aus seinem Nachdenken, er erkannte die Töne, die sein Herz getroffen hatten, es war ihm gewiß, er hatte die Verschleierte wiedergefunden, holder und einnehmender, als seine Einbildungskraft ihm ihr Bild entwerfen konnte. Eine schnelle Frage, die fast unwillkührlich über seine Lip-

pen flog, berichtigte ihn gänzlich, und die zarte Bescheidenheit, mit welcher sie seinen Dank annahm, schmückte sie mit neuen Reizen. Zum erstenmal ward es ihm selbst klar, daß sich Fesseln um sein Herz webten, die mit jedem Augenblick an Stärke gewannen. Er fand es rathsam, sich der süßen Gewalt zu entziehen, die ihn mit solcher Gefahr bedrohete, aber dennoch zögerte er so lange als möglich, und meinte von seinem höchsten Glück zu scheiden, als er seinen Platz verließ, um mit Anna zu tanzen. Schon auf dem Schulzenberg hatte er bemerkt, daß sie recht angenehm sprach, und er war gerecht genug, sich zu gestehen, daß die Sanftmuth und Gesetztheit ihres Betragens eine gute Gattin und verständige Hausfrau verspreche. Dennoch empfand er ein namenloses Grauen bei dem Gedanken,

sie zu der Seinigen zu wählen, welches er jedoch so kräftig besiegte, daß es ihm gelang, ihr eine achtungsvolle Aufmerksamkeit zu bezeigen. Theodorens Blicke waren ihm heimlich gefolgt; sie sah ihn mit Anna beschäftigt und blieb ruhig, als er aber bald darauf mit Henrietten, der schönen Nichte der Frau von Waller, durch die Reihen flog, zerriß ein bitteres Gefühl ihr Innerstes. Es war wahrscheinlich, es war fast gewiß, von Henriettens Reizen war das Herz entflammt, für dessen Besitz sie freudig alle Güter der Erde gegeben hätte. Als er neben ihr saß, als fast in jedem seiner Worte sich sein gebildeter Geist oder sein edles Gemüth aussprach, da erfüllte ein Gefühl stiller, unnennbarer Seligkeit ihre Brust, und alle Umgebungen verklärten sich vor ihr im Glanze der Liebe; aber wie der Farbenschim-

er des Regenbogens in trüben Gewölken
rdämmert, ſo zerrann der Verklärungs-
ein um ſie her, und ſie ſchien ſich einſam,
rſtoßen in eine öde Wüſte, von keinem
trahl freudigen Lebens mehr berührt. Das
äliche Geräuſch um ſie her ward ihr zur
ual, und es kam ihr erwünſcht, daß Cä-
e früher, als die übrige Geſellſchaft, Luſt
eigte, den Ball zu verlaſſen. Sie eilte
nell mit ihr hinweg, um ſich ungeſtört ih-
wehmüthigen Gefühlen hingeben zu kön-
. Als Edwin zu Hauſe kam, fand er
menthal noch wachend bei einem Buche,
der Mittheilung bedürftiger als je, hatte
bald Alles vor ihm ausgeſprochen, was
Lauf dieſes Tages ihn erfreut und be-
ngt hatte. Ilmenthal ſchien es nicht
nöglich, daß ſein Freund das Glück ſei-
Herzens mit den Forderungen ſeiner

Verhältniſſe vereinigen könne. Vielleicht konnte Theodora die letzten eben ſo gut, als Anna, befriedigen, und es kam noch auf genauere Nachforſchungen an, ehe dieſer aller Hoffnung entſagen durfte. Er theilte Edwin dieſe Anſicht mit und ſah den Strahl der Freude in ſeinen Augen aufblitzen, der aber ſchnell wieder erloſch, als Theodorens Gelübde ihm einfiel, und er, dieſes dem Freunde mittheilend, ihm geſtand, wie er daſſelbe ſich deute. Auch hier kannſt Du vielleicht fehl ſchließen, tröſtete Ilmenthal, denn ich kannte ſchon mehr tieffühlende, vaterlandliebende Frauen, die gleiche Gelübde abgelegt hatten, ohne einem geliebten Krieger damit ein Opfer bringen zu wollen.

Beide Freunde beſchloſſen einmüthig, Theodorens Verhältniſſen ſorgſam nachzuforſchen.

Frau von Waller hatte Edwins Aufmerksamkeiten so gut aufgenommen, daß er sich schon dadurch veranlaßt finden mußte, die angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen, und er war schon öfter mit ihr zusammengetroffen, während Theodora, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, einige Tage lang das Zimmer hütete.

Eine seltsame Erscheinung ist es, daß so Vieles, was kaum insgeheim ausgesprochen, ja oft erst leise gedacht ist, schon als gewiß und entschieden angekündigt wird. So geschah es auch hier, indem man Theodoren in ihrer Eingeschlossenheit mehr als einmal mit der Neuigkeit unterhielt, daß der schöne Rosenberg sich um die häßliche Anna bewerbe.

Oder um die schöne Henriette, warf Theodora ein, als sie zum Erstenmal die Nachricht vernahm. Man widerlegte jedoch

ihre Meinung, mit dem Zusatz, daß Anna ungeheuer reich, und Henriette so ungeheuer albern sey, daß sie unmöglich einem verständigen Mann gefallen könne, wenn er erst zehn Worte mit ihr gesprochen habe.

In Theodorens Brust wallte ein bittrer Unwille empor. So huldigte auch dieser dem niedern Götzen der Habsucht! So gab auch er, der freie kräftige Mann, das schöne Selbstgefühl des eignen Emporstrebens und das Glück des befriedigten Herzens für schnödes Geld! Das schöne Heldenbild, das herrlich und rein in ihrer Seele lebte, war entweiht, und verlor sich unter der Menge unbedeutender Alltagsmenschen, deren Treiben und Streben ihr von jeher so widrig und kleinlich erschien. Edwin einer Andern huldigen zu sehen, darein hatte sich, obwohl mit tiefem Schmerz, ihr bescheidnes Ge-

müth bereits ergeben; aber ſich ihn zu denken im gemeinen Streben nach Reichthum, ihn, den ſie ſich bisher nur nach Ruhm und Liebe ſtrebend gedacht hatte — das war zu hart für ein Herz, wie das ihre, welches jedem theuren Gegenſtand ſo gern ſeine eigne Reinheit lieh, und ſie ſtrebte mit heimlichen Thränen, Edwins Bild aus ihren Träumen zu verbannen.

In dieſer Stimmung ſuchte ſie gefliſſentlich ſo viel als möglich ſeine Annäherungen zu vermeiden, wenn ſie, wie es öfter geſchah, mit ihm zuſammentraf, ohne darauf zu achten, daß Ilmenthal zu ihrem Schatten geworden war, der ſie nah und fern umſchwebte, und ſeine beobachtenden Blicke ſelten von ihr verwandte. Es gelang dieſem jedoch nicht nach Wunſch, und er hatte ſchon mehr als eine Gelegenheit be-

nutzt, ſich länger mit ihr zu unterhalten, ohne daß er mehr erforſchen konnte, als die ſeltne Bildung ihres Geiſtes und die Reinheit und Milde ihres Gemüths, die ſich überall in holder Anſpruchloſigkeit offenbarten. Er achtete auf ihren Putz, aber dieſer kündigte nur Geſchmack, aber keinen Reichthum an, und wenn er das Geſpräch auf ihre äußern Verhältniſſe lenkte, ſo wußte Theodora davon ſo geſchickt zu ſprechen, daß ihm auch hier Alles dunkel blieb. Schon ungeduldig, wollte er es durchaus zu etwas Entſcheidendem bringen, um die peinliche Ungewißheit ſeines Freundes zu endigen. In dieſer Abſicht ſchloß er ſich bei einem Spaziergange auf dem Stangenberg Theodoren an, mit der er ſich unvermerkt einige Schritte von der andern Geſellſchaft abſonderte. Mit einigen geſchickten Wendungen

war er bei Edwin, und glaubte zu bemerken, daß dieſer Gegenſtand ſie nicht ohne Theilnahme ließ. Manche kleine Begebenheiten aus ſeiner und Edwins früherer Bekanntſchaft und ihrem beiderſeitigen Kriegsleben, wurden ihr auf's Anziehendſte vorgetragen, und dienten zum ſchicklichen Uebergang auf die Gegenwart. Edwin, ſagte unter Anderm Ilmenthal, bekämpft mit eben dem ritterlichen Sinn, mit welchem er einer Schlacht entgegengeht, auch die ſchweren Verhältniſſe des Lebens, und iſt eben jetzt in ſolch einem Kampf begriffen, da er, um ſeinem durch ein ſeltſames Geſchick verarmten Vater ein ſorgenfreies Alter zu bereiten, ſich entſchloſſen hat, Anna von Waller ſeine Hand anzubieten, indem ſeine innigſte Neigung an ein anderes holdes Weſen gefeſſelt iſt.

Theodorens Bescheidenheit mißverstand die Bedeutung, die Ilmenthal in diese Worte legte. Und weiß dieses Wesen von seiner Liebe? entgegnete sie bewegt und zerstreut, ohne zu bemerken, daß ihr Kleid an einem Dornstrauch festhing.

Stehen Sie still! warnte Ilmenthal, und bemühte sich, ihr zu helfen. Auch Edwin sprang in dieser Absicht herbei, Theodora neigte sich tief herab und blickte, um die Bewegung ihres Innern zu verbergen, sorgsam auf das zerrissene Kleid, das Ilmenthal im Stillen verwünschte. — Die Frauen kamen dazu, bedauerten Theodoren, und sie wandelte mit ihnen fort, ohne daß er Gelegenheit fand, sie noch einmal in ein abgesondertes Gespräch zu ziehen.

Wunderbar wechſelnde Gefühle zogen durch Theodorens Bruſt. Edwins Bild hatte ſich ihr wieder verklärt, und ſtand heldenkräftiger und herrlicher als je vor ihrer Seele, aber jede Hoffnung, ſein Herz zu gewinnen, war ihr nun auch auf ewig untergegangen. Sie ſegnete den Entſchluß, ihren Reichthum zu verbergen, wenn ſie ſich die Möglichkeit dachte, daß Edwin vielleicht auch ſie gewählt haben könne, ohne ſie zu lieben, ſo entzückend es auch für ſie geweſen wäre, Alles, was ſie beſaß, mit dem Liebenden zu theilen, und die Pflegerin des verlaſſenen Greiſes zu werden, deſſen Beiſpiel und Lehre das ſchöne Gemüth

des Geliebten gebildet hatten. Sie konnte ihre Liebe nicht mehr zerstören, sie fühlte sich Edwins Eigenthum, ihr ganzes Denken und Empfinden ihm auf ewig geweiht, was auch das Schicksal trennend zwischen sie und ihn gelegt hatte. Ihre Liebe konnte nicht ihr Glück werden, aber sie nahm sie in der Tiefe ihres Herzens als ihren heiligsten Schmerz auf, dem sie ewige Treue gelobte.

Am folgenden Morgen begleitete Theodora Cäcilien zu einem Maler, von welchem die letztere sich malen ließ. Das Anschauen einiger schönen Gemälde unterhielt Beide sehr angenehm, und der Künstler, von ihrem Beifall erfreut, nahm endlich, als sie schon Alles gesehen zu haben glaubten, noch ein bis jetzt unbemerktes Bild hervor. Ich habe das Beste bis zuletzt verspart, sagte er,

und bitte noch um die Erlaubniß, Ihnen eine meiner liebſten und gelungenſten Arbeiten vorzuzeigen. Er rollte bei dieſen Worten die Leinwand auf, und Theodora erblickte Edwins Bildniß, mit einer Wahrheit und Treue dargeſtellt, die ſie entzückte. Sehen Sie, fuhr der Künſtler fort, dieſe ſprechenden Züge, dieſe herrliche Verſchmelzung der Kraft und Milde, als die höchſte, hier ganz erfüllte Bedingung männlicher Schönheit. Sehen Sie die helle, ſtolze Stirn, beſtimmt, wie es ſcheint, den Lorbeerkranz zu tragen, und dieſe leuchtenden blauen Sternenaugen, in deren Strahlen ſich Muth und Liebe vermählen! Es iſt ein wahres deutſches Ritterantlitz, wie es der Künſtler, der es darſtellen ſoll, kaum aus ſeiner lebendigſten Einbildungskraft hervorzurufen vermag.

Sie haben Recht, entgegnete Theodora, solche Gestalten schwebten mir vor, als ich den Zauberring las, und ich möchte darum wohl das Bild besitzen, wenn Sie es in Ritterrüstung für mich malen wollten — doch wen stellt es denn vor?

Der Maler nannte ihr den theuern Namen, und fügte die Frage hinzu, ob sie das Urbild noch nicht gesehen habe? Sie verneinte, indem sie mit einem unbemerkbaren Wink die Lippen der Freundin verschloß, und ward bald mit dem Künstler einig, daß er, unter dem Siegel tiefer Verschwiegenheit, das Gemälde, so wie sie es wünschte, für sie nachbilden solle. Er versprach es und setzte hinzu, es werde ihm leicht, ihren Wunsch zu erfüllen, da er den Auftrag habe, das Bild einzupacken und abzuschicken. Und wer erhält es? fragte übereilt Theodora.

Fräulein von Ahlburg, erwiederte der Maler, und mit einer ſtummen Verbeugung ſchritt Theodora hinaus.

Iſt es aber weiſe, bemerkte Cäcilie auf dem Rückwege, durch immerwährendes Anſchauen der herzgewinnendſten Züge ein Gefühl zu nähren, das Du billig unterdrücken ſollteſt? Und wozu denn die Ritterrüſtung? Wirklich, das Alles iſt ein wenig abentheuerlich, wenn Du es nicht übel nehmen willſt, und ich hätte Vieles einzuwenden gehabt, wenn Du mir erlaubt hätteſt, die Lippen zu öffnen.

O, gute Cäcilie, ſoll ich denn nicht einmal den Schatten des theuern Gegenſtandes beſitzen, der mir zwar auf ewig verloren iſt, und doch immerdar in meinem Herzen leben wird? entgegnete Theodora. Und was die Ritterrüſtung anbetrifft, fügte ſie

hinzu, so thuſt Du unrecht, das eine Abentheuerlichkeit zu nennen, was nöthig war, den Künſtler und die unberufene Neugier zu täuſchen, wenn zufällig fremde Augen das Bild bei mir ſehen ſollten.

Der folgende Tag war der dritte Auguſt, der mit mehreren paſſenden Feierlichkeiten begangen ward. Unter dieſe gehörte die Speiſung der im Bade anweſenden Verwundeten und eine unter den Frauen und Mädchen verabredete Bekränzung aller daſelbſt gegenwärtigen Krieger. Früh am Morgen verſammelten ſich die Mädchen, um Kränze von Eichenlaub zu winden, mit denen ſie Mittags vor dem Schloſſe, wo die Verwundeten ſpeiſen ſollten, und wo auch die Offiziere ſich als Zuſchauer der Feſtlichkeit einfanden, den Zug erwarteten. Unter einer paſſenden Muſik zogen die Krieger her-

an, ordneten ſich unter den Linden, und die Frauen begannen folgenden Geſang, den ſie ſich zu dieſer Feierlichkeit von einem hoffnungsvollen jungen Dichter erbeten hatten.*)

Tapfere Krieger, freut
Euch Eures Königs heut
Nach Herzensluſt;
Schleſiſcher Frauen Dank
Grüßt Euch beim Hörnerklang
Mit frohem Siegsgeſang
Aus voller Bruſt!

Ihr habt mit Heldenmuth

*) Sollten dem Dichter dieſes Liedes einſt dieſe Blätter in die Hände gerathen, ſo verzeiht er wohl die Anwendung deſſelben und nimmt ſie als einen freundlichen Gruß aus der Ferne auf.

Freudig verſpritzt das Blut
Für ſeinen Thron;
Krieger des Vaterlands,
Strahlend im Siegerglanz,
Nehmt dieſen Eichenkranz,
Der Treue Lohn!

Während die Frauen ſangen, näherten ſich die Mädchen mit ihren Eichenkränzen, und bei den Worten: Nehmt dieſen Eichenkranz, empfingen die Krieger den ſchönen deutſchen Schmuck.

Das Laubgewinde in den zarten Händen, ſchritt Theodora zögernd durch die Reihe. Edwin ſollte ihren Kranz empfangen, und ſie ſtrebte nicht umſonſt, die Unbefangenheit ihres Weſens zu erhalten, die ſonſt jeden ihrer Schritte begleitete, und erſt, ſeit ſie ihn kannte, ſie zuweilen ver-

ließ. Jetzt ſtand ſie, lächelnd die Arme erhebend, vor Edwin, dem in dieſem Augenblick die ſüßeſte Ueberraſchung wiederfuhr. Sein freundlicher Feuerblick ſenkte ſich tief in ihr mildes Auge, und goß einen leichten Roſenſchimmer über ihr liebliches Antlitz. Nichts Holderes konnte mir heute begegnen, flüſterte der ſchöne Krieger ihr entgegen, indem er ſich, den Kranz zu empfangen, vor ihr neigte. Sein Innerſtes erglühte inniger als je, und ihm war, als müſſe er die theure Geſtalt umſchlingen, um ewig ſie zu halten. Theodora ſtand in holder Verwirrung, wie gefeſſelt von der Allgewalt der Liebe, bis ſie, erſchrocken über ihr Zögern, ſchnell das Laubgewinde um Edwins Schultern ſchlang. Mit einer leichten Verbeugung zog ſie haſtig die Hand zurück, ohne zu bemerken, daß der Kranz ihr Adolphs Verlo-

bungsring vom Finger ſtreifte, der zu Edwins Füßen in den Sand rollte. Er ſah es, als ſie ſich ſchon zurückgewandt hatte, und hob ihn auf. Die Form des Ringes und die Schriftzüge, die er inwendig entdeckte, ließen ihm über die Bedeutung deſſelben keinen Zweifel, und ſtürzten ihn aus dem Himmel goldner Träume herab. Mit einem Schmerz, wie er noch keinen empfunden hatte, hielt er den verhängnißvollen Reifen in der Hand und zeigte ihn Ilmenthal, der denſelben auch bedenklich betrachtete. Es iſt immer noch keine Gewißheit, ſagte er endlich.

Nun, ſo will ich mir dieſe auf der Stelle verſchaffen, entgegnete Edwin, und folgte der Geſellſchaft in das Innere des Schloſſes, wo bereits die Krieger ſich zur Tafel ſetzten, und die Mädchen anfingen, dieſel-

ben zu bedienen, während einige bei den Zuſchauern für ſie ſammelten. Sehr beſchäftigt, warf Theodora einige Goldſtücke auf den Teller einer Sammlerin, und näherte ſich der Tafel, als Edwin ihr mit dem Ringe entgegentrat. Er reichte ihr denſelben, und ſie ſprach ihren Dank mit Worten aus, deren Innigkeit es außer Zweifel ſetzte, daß ihr derſelbe ſehr werth war. Doch Edwin wollte noch heller ſehen. Ich konnte mir leicht denken, ſprach er lächelnd, daß mein gefundener Schatz der Beſitzerin ſehr theuer ſeyn müßte, da Form und Inſchrift ein Unterpfand der Treue andeuten, das aus einer geliebten, würdigen Hand kam.

Sie haben es errathen, entgegnete ſie mit mildem Ernſt, es iſt das Andenken eines glücklichen Tages und eines edlen Mannes, der — für das Vaterland ſtarb, wollte

sie hinzusetzen, als die Vorlegerin einen Teller mit Suppe ihr in die Hand schob und das Gedränge im Zimmer die Sprechenden trennte.

Hast Du, sagte Ilmenthal, als er mit Edwin hinausging, die reiche Gabe gesehen, die Theodora auf den Teller legte, und die freundlich-schüchternen Blicke ihrer holden Augen, die Dich suchen, und die nur ein Blinder, wie Du, übersehen kann?

Und was soll daraus folgen? entgegnete Edwin in trüber Zerstreuung.

Seltsamer Mensch, was weiter, als daß sie reich, wohlthätig und Dir nicht abhold ist?

Diesmal, sagte Edwin, hast Du in der letzten Schlußfolge geirrt, denn vor wenig Augenblicken vernahm ich von ihr selbst, daß sie verlobt ist, und daß ich nun von allen

Lebenshoffnungen geſchieden bin, wirſt Du begreifen. So gewiß, als ich noch nie empfand, was ich für ſie empfinde, werde ich es auch nie wieder empfinden. Wohl zog auch mich die Schönheit an, und mein Auge weilte gern auf lieblichen Frauengeſtalten, aber ſie allein hat das erſte heilige Feuer der Liebe in meinem Herzen entzündet, und es wird auch das letzte und einzige ſeyn. Mein Schickſal iſt auf immer entſchieden, mein Streben nach Liebesglück beendet. Ich werde um Annens Hand werben, ſobald ich mich überzeugt habe, daß Achtung und Freundſchaft ihr genügen, und mein Vater in ihr eine liebevolle Tochter finden wird.

Am Abend dieſes Tages verſammelte ſich Alles zum feſtlichen Tanz. Die Muſik rauſchte, der lange Pappelgang ſtrahlte in heller Erleuchtung, und die fröhliche Menge wogte auf und ab. Edwin und Theodora hatten ſich im lauten Feſtgeräuſch zuſammengefunden. Beide, ſonderbar einverſtanden, vermieden jeden Blick in die Zukunft, und erfreuten ſich am wechſelſeitigen Geſpräch und Anſchauen. Ihre Unterredung, ſo lebhaft ſie war, drehete ſich nur um für gebildete Gemüther allgemein anziehende Gegenſtände, aber dennoch ward beiden im Lauf derſelben die tiefe Uebereinſtimmung ihres Denkens und Empfindens immer kla-

rer, und ihre Seelen wurden feſter an einander geknüpft, wenn auch kein Laut des innigern Gefühls über ihre Lippen drang. Edwin verließ den Platz neben Theodoren nur, um Annen die Aufmerkſamkeit zu bezeigen, die Anſtand und feine Sitte erforderten. Noch wollte er ſich gern die Freiheit bewahren, ſich der Geliebten zwanglos nähern zu dürfen; aber wenn ſie geſchieden ſeyn würde, wenn ihre holde Erſcheinung nicht mehr die Kraft ſeiner Entſchlüſſe erſchütterte, dann wollte er ungeſäumt das Band knüpfen, das ihn auf immer von Freude und Hoffnung ſcheiden ſollte.

Als Theodora mit Cäcilien den Saal verließ, ſah ſie vor der Hausthüre Edwin von einem Bekannten Abſchied nehmen, und hörte ihn ſagen, daß er am folgenden Morgen abreiſen werde. Ihr Innerſtes erbebte,

und sich erinnernd, daß auch ihre Abreise schon auf den dritten Tag festgesetzt war, wandelte sie still weinend an Cäciliens Arm ihrer Wohnung zu.

Der andere Tag ward mit Einpacken zugebracht, und erst gegen Abend ging Theodora in's Freie, um den lieben Umgebungen, die sie alle an Edwin erinnerten, die letzten Abschieds-Blicke zu bringen. Lange konnte sie sich nicht losreißen. Sie kam tiefsinnig, in sich selbst versunken, zu Hause, und bestieg am nächsten Morgen mit demselben ernsten Schweigen den Wagen. Was auch Cäcilie ihr vorplaudern mochte, sie konnte ihr keine Theilnahme abgewinnen. Erst auf dem Greiffenstein gelang es ihr, und Theodora schaute, angenehm überrascht, aus den Trümmern in die reizende Gegend hinaus. Ein anmuthiges Thal, mit Wald und Dör-

fern geſchmückt, lag zu ihren Füßen, das Rieſengebirge dämmerte fernher, in zarte blaue Düfte gehüllt, und vor ihr ſtiegen im dunkelgrünen Wälderkranz die Iſenberge empor. Eine wunderbare Ahnung floß im Hinblick auf die Letzten, wie ein leiſer ſüßer Schauer, durch Theodorens Bruſt. Ihr ward ſonderbar wohl bei dem Gedanken, in wenig Stunden einzuziehen in die düſtere, heimliche Bergſchlucht; es kam ihr vor, als müſſe ihr dort unendlich viel Liebes und Schönes erſcheinen, und ſie konnte ſich, als ſie die Trümmer verließ, nicht enthalten, mit ſchnelleren Schritten zu dem Wagen zurückzueilen, der ſie nach wenig Stunden an den Ort ihrer Beſtimmung brachte. Der erſte Abend verſtrich den beiden Freundinnen unter der Einrichtung ihrer etwas abgelegenen Wohnung, und der folgende Mor-

gen war so regnicht und trübe, daß sie für heute den Besuch des Brunnens noch unterließen. Erst nach langem Kampf mit den siegenden Sonnenstralen streiften sich Nachmittags die Nebelschleier von den Bergen. Die ganze lieblich-wilde Gegend erschien verklärt vom Glanze der schönsten Beleuchtung. Süße warme Lüfte trugen die würzigen Düfte der Bergkräuter von den Höhen und hauchten schmeichelnd an Theodorens Wangen, die einsam die Anhöhe hinter der Kapelle hinanstieg. Sie kannte die Gegend noch nicht, und ging weiter und weiter, ohne zu wissen, wohin. Neben ihr zu beiden Seiten strömten sanft rauschend lebendige Quellen den Berg herab, und je höher sie stieg, je anmuthiger ward die Gegend. Endlich senkte sich der Pfad links hinab, sie wandelte fort, immer lauter und lieblicher klang

das Quellengeräuſch, bis ſie vor der grünen Berglehne ſtand, von welcher ein Bach niederſtürzt, der, ſich unten mit mehrern Quellen vereinigend, zwiſchen dem Geſtein ſchäumend fortſtrömt. In ſinnendem Anſchauen verloren, blieb Theodora in der Mitte eines ſchattigen Ruheplatzes einige Augenblicke ſtehen, und ſetzte ſich dann auf einen der Raſenſitze unter den Bäumen. Das Rauſchen der Gewäſſer wiegte ſie immer tiefer und tiefer in wehmüthige Träume. Edwins Bild in all ſeinem milden Heldenglanz ſtieg vor ihr empor, und ihr ſelbſt unbewußt trat eine heiße Sehnſuchtsthräne ihr in's Auge. So geſchah es, daß ſie die Annäherung zweier Sprechenden nicht früher vernahm, als bis dieſe in den Kreis traten, wo ſie ſaß. Erſt in dieſem Augenblick ſchaute ſie auf, und vor ihr ſtanden Edwin und Ilmenthal.

Im süßesten Schrecken schauerte sie empor, indem Edwin mit gleicher seliger Bestürzung sie begrüßte. Er wußte nicht, daß sie nach Flinsberg gegangen war, weil er sich nie hatte entschließen können, irgend etwas zu berühren, was an ihre und seine Abreise von Warmbrunn erinnerte. Eben so absichtlich hatte er den Abschied vermieden, indem er sich selbst gestand, daß er ohne sichtbare Erschütterung den Scheidegruß für ein ganzes Leben nicht auszusprechen vermochte. Fast mit ihm zugleich war Frau von Waller in Flinsberg angekommen, und dort, hatte er sich vorgenommen, sollte sein trübes Geschick sich entscheiden. Er sprach so eben mit Ilmenthal sehr ernst von dieser Angelegenheit, als er vor die Rasenbank trat, wo Theodora saß, und in stiller Wehmuth sein Andenken feierte.

Sie hier, mein Fräulein! rief Edwin, und Theodora konnte in der ersten Verwirrung kaum eine Antwort finden. Sie hielt ihren vorher abgenommenen Strohhut in der Hand und ordnete die Schleifen auf demselben. Die Gluth des heißen Erröthens brannte auf ihren Wangen, die dunkelbraunen Locken fielen in anmuthiger Unordnung um das gesenkte Haupt. Edwins Flammenblicke hingen an der lieben Gestalt, mit einer Innigkeit, die ihr sein tiefstes Empfinden offenbart haben würde, wenn sie es gewagt hätte, zu ihm emporzuschauen. Wären Beide allein gewesen, so hätte ihnen dieser Augenblick vielleicht Worte gegeben, die alle Irrungen zwischen ihnen aufgeklärt hätten, dahingegen Ilmenthals Gegenwart, der unbefangen von den reizenden Umgebungen Ilmsbergs zu sprechen begann, ihre Beson-

nenheit schnell zurückrief. Bald wandelten alle drei im heitern Gespräch nach dem Bade zurück. Am Brunnen begegnete ihnen Frau von Waller mit ihrer Tochter und Nichte. Bei diesem Zusammentreffen legte sich ein sichtbarer Trübsinn auf Edwins Stirn, und Theodoren entging die schmerzliche Anstrengung nicht, mit welcher er einige höfliche Worte an Anna richtete. Nach einigen kurzen Wechselreden von der Gesellschaft scheidend, dachte sie auf dem Heimwege dem Geschick des geliebten Mannes nach, der in der Blüthe des Lebens sich mit schmerzlicher Entsagung auf immer an ein Wesen fesseln sollte, dessen zurückstoßende Häßlichkeit nur Mitleid einflößen konnte. Sie hatte so eben von ihm selbst vernommen, daß die Lähmung seines Arms von den Aerzten für unheilbar erklärt worden sey, und er dadurch genöthigt

werde, den Dienſt zu verlaſſen. Seine ehrenvolle, Glück verheißende Laufbahn war beendigt, ohne daß ſich ihm ein Erſatz für das Verlorne darbet, denn ein Gemüth wie das ſeine kennte, das wußte ſie jetzt, von Reichthum nicht befriedigt werden, wenn Geiſt und Herz darben mußten. Sie ſelbſt erſchien ſich arm im Beſitz ihres großen Vermögens, denn mit allem Gelde der Erde konnte ſie weder des Lebens höchſtes Gut erkaufen, noch des Geliebten Glück begründen, und ſo gern ſie auch mit ihm getheilt hätte, was ihrer Genügſamkeit Ueberfluß ſchien, ſo kennte es ihr doch keinen Augenblick entgehen, daß Alles, was ſie in dieſer Abſicht beginnen könne, immer an Edwins ſtolzem Selbſtgefühl ſcheitern müſſe.

Als Theodora am andern Morgen in den Brunnen trat, fand ſie unter den eben an-

gekommenen Briefen an die Badegäste einen von ihrer Tante, mit welchem sie sich sogleich an einen nahen Schattenplatz zum Lesen setzte. Der Inhalt desselben zog sie mehr und mehr an, je weiter sie kam. Unter den Gegenständen, welche die Tante in dem langen Schreiben mit der ihr eignen gutmüthigen Umständlichkeit abhandelte, verweilte sie mit besonderer Theilnahme bei dem Unglück, das einen Freund ihres Mannes, den Herrn von Rosenberg, betroffen und ihn seit Kurzem zu ihrem Hausgenossen gemacht habe. Sie erzählte die Begebenheit ausführlich, und Theodoren blieb kein Zweifel, daß es Edwins Vater war, von welchem die Tante sprach, Edwins Vater, den sie während ihres Aufenthalts bei derselben oft gesehen hatte, und der ihr damals so gewogen war, daß er sie im Scherz gewöhnlich seine liebe

künftige Schwiegertochter nannte, und es oft im Ernſt wiederholte, wie es die höchſte Freude ſeines Alters werden könnte, wenn Gottes Fügung ſie mit ſeinem Sohn vereine. In ihrer Unbefangenheit lachte ſie zu ſolchen Aeußerungen, oder ſtimmte ſcherzend mit ein. Als ſie aber zu ihrem Vater zurückgekehrt war, vergaß ſie in ihrem neuen Verhältniß zu Adolph bald die Scherze und Wünſche ihres alten Freundes, dem ſie in ihren Briefen an die Tante nur noch freundliche Grüße ſandte, und von deſſen nahem Verhältniß zu Edwin ihr bisher nichts ahnete, ſo oft ſie auch ſchon den Namen Roſenberg nennen gehört und ſelbſt ausgeſprochen hatte.

Mit dem Brief in der Hand blieb Theodora tiefſinnig ſitzen. So war ihr unbewußt das Glück einſt zugedacht, das ihr als das

höchste der Erde erschien. Wenn sie Edwin damals gekannt hätte, vielleicht hätte sein Herz, damals noch frei, sich zu ihr geneigt; ihr Innerstes erbebte, und sie mußte gewaltsam ihre Gedanken losreißen von den seltsamen Träumen, die vor ihr aufdämmerten.

In diesem Augenblick stand Ilmenthal vor ihr, der mit dem Wunsch eines guten Morgens ein Gespräch anknüpfte, dessen Hauptgegenstand, ohne daß beide es beabsichtigten, bald wieder Edwin war. Ilmenthal sprach mit Innigkeit von dem festen, edlen Sinn seines Freundes, den dieser jetzt wieder so glänzend bewähre. Denn keine Macht der Erde, nicht die drückendste Dürftigkeit, sagte er, würde ihn zu einem Opfer bewegen, wie er es dem Vater bringen wolle, zu einem Opfer, dessen ganze Größe er sich selbst verberge, da er alle Qualen

hoffnungsloſer Liebe freudig ertragen würde, wenn er die Nothwendigkeit jener verabſcheuten Verbindung aufheben könne.

Der Blitzſtrahl eines ſchnellen Gedankens flog Theodoren durch den Sinn. Wenn ſie Edwins Lebensglück retten könnte! Ihr Herz ſchlug in froher, banger Beängſtigung. Sie antwortete nichts auf Ilmenthals letzte Worte, und ging mit ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen mit ihm an den Brunnen zurück.

Während einige Tage unter anmuthiger Abwechslung dahin floſſen, erſann Theodora einen Plan, den ſie immer ſorgfältiger auszubilden begann, je öfter ſie den Zug finſterer Schwermuth wahrnahm, der ſich immer tiefer und dauernder Edwins ſchönem Heldenantlitz einprägte. Als am nächſten Poſttage die angekommenen Briefe in den Brun-

nen niedergelegt waren, erlauschte sie einen günstigen Augenblick, um einen Brief an Edwin unbemerkt unter dieselben zu schieben, was sie unter dem Vorwand, einen erwarteten zu suchen, leicht bewerkstelligen konnte. Da sie den Umschlag mit einem entfernten Postzeichen versehen und ihre Hand möglichst verstellt hatte, durfte sie keine Entdeckung fürchten.

Mit nicht geringem Erstaunen las Edwin bald folgende Zeilen:

Ein treugesinnter Freund, der aus wichtigen Gründen sich nicht nennt, beschwört Sie, bis auf weitere Nachricht, durch keinen entscheidenden Schritt eine Verbindung zu beschleunigen, welcher Ihr Herz widerstrebt, da, durch Ihnen unbekannte Verhältnisse, leicht eine erfreulichere Wendung Ihres Schicksals herbeigeführt werden kann.

Nicht weniger, als er ſelbſt, war Ilmen-
hal betroffen, als Edwin ihm dieſe Zeilen
nittheilte. Beide konnten nicht ſogleich eine
öſung dieſes Räthſels erſinnen, bis endlich
Edwin auf die Vermuthung kam, daß bei
em Unglück ſeines Vaters vielleicht ein Be-
rug Statt gefunden habe, auf deſſen Ent-
üllung der ſonderbare Brief hindeute, und
uch Ilmenthal ſchien dieſe Erklärung die
atürlichſte.

Als Theodora Edwin Nachmittags bei ei-
em Spaziergang wiederſah, nahm ſie in ſei-
em ganzen Weſen eine Heiterkeit wahr, die
e nicht ohne Grund ihrem Briefe zuſchrieb.
leich ihm ſtimmte auch ſie in den Frohſinn
er kleinen Geſellſchaft ein, und Beide er-
euten ſich wechſelſeitig ihrer Nähe, ohne zu
nnen, daß ihre Gefühle ſich begegneten.

Theodora war bald gänzlich fertig mit

ihrem Plan, den sie jedoch Cäcilien verschwieg, weil sie von ihr mancherlei Einwendungen befürchtete, die ihre Vorsätze zwar nicht erschüttert, aber eben deswegen sie schmerzlich gepeinigt haben würden. Ihre Freundin wußte nur, daß Theodorens Tante diese dringend zu sich eingeladen habe, und daß sie sogleich dahin abreisen werde, wenn ihr Aufenthalt in Flinsberg beendigt sey.

Kräftiger erhebt nichts ein gebeugtes Gemüth, als ein reines Streben zu einem würdigen Zweck; — süßer tröstet nichts im Schmerz der Entsagung, als Aufopferung für ein geliebtes Wesen, das unsrer Liebe und Opfer würdig ist. Dies bewährte sich auch an Theodorens wundem Herzen, und gab ihr Muth und Freudigkeit zum Genuß jeder freundlichen Stunde, die das Geschick ihr vergönnte. Mit Entzücken grüßte sie

jede Morgenröthe, die ſie zum Anſchauen des Geliebten erweckte, gern nahm ſie an jeder geſelligen Verſammlung, jedem gemeinſchaftlichen Spaziergang Theil, denn überall traf ſie Edwin, und in ſüßer Hoffnung auf den folgenden Tag entſchlummerte ſie, wenn der Abend ſie von ihm getrennt hatte. Es war ihr bald bemerkbar geworden, daß er ſich gern in ihrer Nähe befand, daß er vor allen anweſenden Frauen ſie allein auf eine zarte Weiſe auszeichnete, daß er vor allen Andern ihr mittheilte, was ihm in der innern und äußern Welt bedeutend erſchien, und ſie empfand mit ſeliger Wehmuth, er würde ihr angehört haben, wenn er in voller Herzensfreiheit ihr begegnet wäre.

Vier glückliche Wochen waren verſchwunden, und als Edwin am Morgen des erſten September zum Brunnen kam, ſuchten ſeine

Blicke vergebens Theodoren. Bald hörte er, sie sey abgereist, und nun vermochte auch ihn nichts mehr länger zu halten. Er saß früh am andern Morgen im Wagen und war am folgenden Tag in Fürstenstein, wo ein zerbrochnes Rad ihn zum längern Verweilen nöthigte. Schwermüthig stieg er in den schönen Felsenschlund hinab, und bemerkte bald in geringer Entfernung zwei schlanke, weißgekleidete Frauengestalten. Ein gestickter Schleier, den er jetzt dicht vor sich auf der Erde entdeckte, mußte einer von ihnen gehören; er hob denselben auf und eilte, sie zu erreichen; da wandten sich Beide, seine Annäherung wahrnehmend, zurück, und der selig Ueberraschte stand vor Theodora und Cäcilie. Seine Betroffenheit konnte den Frauen nicht entgehen, und Cäcilie, die in den Zügen ihrer Freundin eine gleiche tiefe Bewe-

gung wahrnahm, knüpfte sogleich ein schick-liches Gespräch an, während dem man auf ihre Veranlassung gemeinschaftlich fortwan-delte. Als endlich nach einer langen Wan-derung Alle zum Gasthof zurückkehrten, vor welchem Theodorens Wagen schon ange-spannt wartete, ward Edwin von dem Au-genblick des Scheidens so heftig ergriffen, daß er fast keines Wortes mehr mächtig war. Leben Sie wohl, auf ewig leben Sie wohl! sprach er mit bebender Stimme, in-dem er Theodorens Hand an seine Lippen zog. Nicht auf ewig, auf baldiges frohes Wiedersehn, entgegnete sie. Befremdet sah er sie an. Gewiß auf baldiges Wiedersehn, wiederholte sie, und sprang eilend in den Wagen, der sogleich mit ihr fortflog.

In wenig Tagen war sie in ihrer Hei-math, und nach Verlauf einiger Wochen,

welche ſie zur Berichtigung verſchiedner Angelegenheiten anwenden mußte, auf dem Wege zu ihrer Tante, bei der ſie, nach einer möglichſt beſchleunigten Reiſe, glücklich anlangte.

Der Freiherr von Roſenberg an Edwin.

Neuendorf, den 16. October 1815.

Es wird mir faſt ſchwer, paſſende Worte zu finden, um Dir, mein Edwin, die ſeltſame, aber erfreuliche Begebenheit zu verkünden, die mein Alter mit dem Frieden des Himmels beglückt, weil ſie mich über Deine Zukunft beruhigt, und mich hoffen läßt, daß Du alle Wünſche Deines Herzens, die Du mir opfern wollteſt, erfüllt ſehen, und das Glück erreichen wirſt, nach welchem zu ſtreben Du Dir aus Liebe zu mir verſagteſt.

Gott hat mir einen freundlichen Engel gesandt, der mich mit sanfter Hand die wenigen Schritte bis zum Grabe geleiten wird; oder, um es mit deutlichern Worten zu sagen, ich habe Dir, lieber Edwin, eine zwar sehr junge, aber zugleich auch sehr holde und fromme Mutter gegeben. Ich bin vermählt, und so thöricht auch in meinem Alter mit Recht ein solches Beginnen erscheinen mag, so finde ich mich doch keiner Unbesonnenheit schuldig, wenn ich die Verhältnisse erwäge, die es veranlaßten. Was daher auch die Welt urtheilen mag, mich und mein Weib wird es nicht beunruhigen. Ich ernenne Dich zu meinem Richter, und weiß, wie Du richten wirst, wenn Du dies Blatt zu Ende gelesen hast.

Ich kannte Deine neue Mutter schon vor mehreren Jahren, und erfreute mich mit vä-

terlichem Wohlgefallen ihrer Anmuth und Holdseligkeit, so lange sie in meiner Nähe lebte, und meine herzlichen Segenswünsche folgten ihr nach, als sie unsre Gegend verließ. Seitdem hörte ich wenig mehr von ihr, bis ich endlich vor Kurzem vernahm, sie sey Braut gewesen, und ihr Verlobter in der Schlacht bei Lützen gefallen. Vor einigen Wochen sah ich sie wieder. Sie begrüßte mich mit dem alten Vertrauen, und hatte mir bald Alles mitgetheilt, was ihr seit unserer Trennung begegnet war. Seltsam aber bewegte es mich, als sie mir endlich auch vertraute, daß sie nach dem Tode ihres Verlobten jeder neuen Liebe mit einem heiligen, unverbrüchlichen Gelübde entsagt habe. Es verdroß mich, sie mit solcher Ruhe von dieser Entsagung reden zu hören, und ich konnte mich nicht enthalten, ihr solch eine unweise

Schwärmerei mit ernſten Worten zu verweiſen, weil der Wunſch in mir erwacht war, Dich, Edwin, mit ihr verbunden zu ſehen. In dem Augenblick, wo ich ſie wiederſah, ärgerte ich mich, Dir Anna zur Gattin vorgeſchlagen zu haben, und beſchloß, Dir zu ſchreiben, daß Du jenes Verhältniß, wofern Anſtand und Ehre es Dir noch erlaubten, wieder abbrechen möchteſt. Urtheile daher von meinem Unwillen bei der erwähnten Entdeckung, und zürne mir nicht, wenn ich Dir geſtehe, daß ich ihr nicht den Wunſch verhehlte, in ihr eine Tochter zu finden. Sie war ſichtbar erſchüttert, aber ſie ſtrebte noch ernſtlicher, mich von der Unverbrüchlichkeit ihres Gelübdes zu überzeugen.

Und wer gab Dir, thörichtes Mädchen, das Recht, der Beſtimmung Deines Geſchlechts zu entſagen, und ein Leben zu ver-

trauern, mit welchem Du beglücken ſollteſt? beantwortete ich den Strom ihrer Rede.

Sie zog ſtill weinend meine Hand an ihre Bruſt. Ja, ich habe eine Beſtimmung, ſprach ſie endlich, ich habe ſie mir gewählt, wenn Sie, mein väterlicher Freund, ein kindliches Herz nicht von ſich ſtoßen. Ihres Edwins Weib kann ich nicht werden, aber laſſen Sie mich ſeine Mutter ſeyn, laſſen Sie mich in Ihnen den Beſchützer finden, deſſen meine Jugend bedarf, nehmen Sie mich als die ſorgſame, unermüdete Pflegerin Ihres Alters auf, und laſſen Sie mich meine Beſtimmung mit meinem Gelübde zugleich erfüllen, indem ich Ihnen und Edwin mein Leben weihe.

Sie ſchwieg, und wunderſam betroffen von ihren Worten, vermochte ich nicht ſogleich eine Antwort zu finden. Sagen Sie

mir nichts, fuhr sie schneller fort, als sie meine Bestürzung wahrnahm, überlegen und prüfen Sie, aber erinnern Sie sich dabei, daß mein Gelübde unwiderruflich fest steht, so fest, daß auch die heißeste Leidenschaft es nicht umstürzen würde, und empfangen Sie zugleich meinen Schwur, daß ich niemals eines Mannes Weib werden will, wenn Sie mich von sich stoßen! —

Sie verließ schnell das Zimmer, und ich hatte Zeit, über das Gehörte nachzudenken. Es ward mir klar, daß in einem so ernsten, tiefen Gemüth ein Entschluß unerschütterlich fest stehen müsse, der durch feierliche Gelübde besiegelt ward. Auch erkannte ich aus manchen ihrer früheren Aeußerungen, daß sie ein wohlthätiges Wirken zum Zweck ihres Lebens erwählt hatte, und auch jetzt in dem frommen Sinne handeln wollte. So

erschien mir bald die ganze sonderbare Begebenheit als eine Fügung Gottes, der ich, um Deinetwillen, mein Edwin, nicht widerstreben zu dürfen glaubte. Als ich mich auf diese Weise überzeugt hatte, daß ich unter solchen Verhältnissen ihrem Glück nicht in den Weg treten konnte, eilte ich ungesäumt zu ihr, und bat um ihre Hand. Sie lehnte das holdselige bethränte Antlitz an meine Brust, und gelobte mir Treue und Gehorsam. Ich darf nicht lieben, sagte sie, aber um so inniger will ich verehren, um so treuer will ich pflegen und sorgen!

Als die guten Reichsteins unsern Entschluß erfuhren, war das Erstaunen groß; doch die vieljährige Freundschaft, die uns verbindet, und die überzeugende Beredtsamkeit meiner Braut erwarben demselben bald ihren vollen Beifall.

Unſere Verbindung war in einem Monat feſtgeſetzt, doch da ich nach einigen Tagen erkrankte, äußerte meine Braut den Wunſch, dieſelbe beſchleunigt zu ſehen. — Gern willigte ich ein, und unſre Trauung geſchah nach wenig Stunden. Bald darauf übergab mir meine Braut eine Schrift, welche die gerichtliche Abtretung von zwanzigtauſend Thalern enthielt, indem ſie mich bat, über dieſe Summe ganz nach meiner Neigung zu verfügen. So ſehr ich mich auch der Annahme eines ſo großen Geſchenks widerſetzen mochte — Alles war umſonſt, ich mußte ſchweigen, wenn ich ſie nicht kränken wollte, denn ſie war nicht früher beruhigt, als bis ich Dir in aller Form Rechtens die erwähnte Summe zugeſichert hatte. Deine Zukunft, lieber Edwin, iſt nun, wie ich hoffe, auf immer vor drückenden Sorgen

geschützt, gieb daher die Verbindung mit Anna auf, wenn Du noch nicht feierlich um sie geworben hast, und wähle nach Deinem Herzen, denn ich sehne mich, bald eine Tochter an das meine zu drücken.

Fast hätte ich vergessen, daß ich von meiner erwähnten Unpäßlichkeit schnell und gänzlich genesen bin. Meine Frau hat die Einrichtung getroffen, daß wir in wenig Tagen Reichsteins Haus verlassen und in A. eine Wohnung beziehn. Dorthin, lieber Edwin, laden Deine Mutter und ich Dich ein. Komm so bald als möglich in die Arme Deines Vaters.

Edwin an Ilmenthal.

Den 31. October 181.

Lies den beigeschloßnen Brief meines

Vaters und erſtaune mit mir, denn ich muß Dir aufrichtig bekennen, daß ich mich noch gar nicht an den ſeltſamen, nie gedachten Gedanken gewöhnen kann, wieder eine Mutter zu haben, die noch dazu als das Muſter aller Stiefmütter erſcheinen würde, wenn nicht die ganze wunderliche Begebenheit mich mit einem Mißtrauen erfüllte, das nur die erſte Veranlaſſung erwartet, um in den Flammen des heftigſten Zorns emporzulodern. Ich kann mich des Verdachtes nicht entſchlagen, daß vielleicht eine Unwürdige irgend ein Vergehn mit dem unbefleckten Namen unſers Hauſes bedecken wollte, und vielleicht insgeheim der argloſen Treuherzigkeit meines Vaters ſpottet, der das Gewebe ihrer Liſt als eine himmliſche Fügung betrachtete. Statt der holden, frommen Schwärmerin, die ſein Brief ſchildert, malt

mir meine Einbildungskraft ein reizendes, geschmeidiges Geschöpfchen, die mit einem Gesicht voll erlogner Unschuld und einem Benehmen voll klug berechneten Edelmuths die Blicke des Beobachters täuscht, bis eine geübte Hand ihr den Schleier entreißt, der ihr Inneres verbirgt. Zwar will ich nicht richten, Ilmenthal, ich will kein menschliches Wesen ungeprüft verdammen — aber fällt es Dir nicht auch auf, daß mein Vater den Namen seiner jungen Frau zu nennen fast geflissentlich zu vermeiden scheint? Ist es nicht, als hätte er selbst schon Argwohn geschöpft, als sey dieser Name berühmter, wie er seyn sollte? Möge es unser Zeitalter verantworten, das uns am Bessern zweifeln lehrt, wenn ich mich hier der gemeinen Sünde schuldig bekennen muß, ein Urtheil nach dem Schein zu fällen, so tief ich auch

immer dieſe Erbärmlichkeit verachten mag. Doch ich will mein Mißtrauen bekämpfen, ich will ſelbſt ſehen und prüfen. War ich im Irrthum, mit Freuden will ich mein Unrecht vergüten, und meiner Stiefmutter die Huldigung zollen, die der Tugend gebührt; aber eine Unwürdige ſoll nicht die ſpäten Lebensjahre meines ehrwürdigen Vaters beſchimpfen, und ſich ungeſtraft einen Namen anmaßen, der ſchon ſeit Jahrhunderten gekannt und geachtet war, wenn ſie auch durch eine zehnfach größere Summe, als ſie meinem Vater abtrat, mich beſtechen wollte.

Was meinſt Du, Ilmenthal, ſollte wohl der namenloſe Brief, den ich in Flinsberg empfing, mit der Verheirathung meines Vaters in Verbindung ſtehen? Sollte meine Stiefmutter vielleicht gewußt haben, welch ein Dienſt mir geſchah, wenn ſie meinen

Vater in Wohlstand versetzte, und glaubte sie vielleicht mich durch Dankbarkeit für sich zu gewinnen? Das Alles muß sich enthüllen, und sie soll sich fürchterlich geirrt haben, wenn sie glaubt, durch ihre Künste das Gefühl gekränkter Ehre zum Schweigen zu bringen. Lieber trete ich morgen mit Anna an den Altar, lieber will ich durch Arbeit und Entbehrung meinen Vater kümmerlich ernähren, als eine Unwürdige Mutter nennen. Doch genug davon; bald, hoffe ich, soll mir *Alles klar* werden. Jetzt laß mich zu einem freundlichern Gegenstand übergehen, und Dir sagen, daß der heiße Wunsch erfüllt ist, mit welchem ich Flinsberg so eilend, ich möchte sagen so ahnungsvoll, verließ. Ich habe Theodora noch einmal gesehen, bin im Felsengrund bei Fürstenstein mit ihr zusammengetroffen, und habe ihr

das letzte Abſchiedswort geſagt, und ihre Hand noch einmal an meine bebenden Lippen gedrückt. Ach, ſie reiſte wahrſcheinlich der Vereinung mit dem Geliebten entgegen, ſie verſtand meinen Schmerz nicht, und ſagte heiter: Auf baldiges frohes Wiederſehen! als ich für das ganze lange Leben von ihr ſchied. Wie vernichtet ſtarrte ich ihrem Wagen nach, ſo lange ich ihn ſehen konnte. So war ſie denn nun auf ewig verſchwunden, meines Lebens lieblichſte Erſcheinung, die holde Lichtgeſtalt meiner Träume, und ich hätte Zeit und Ewigkeit fragen mögen, was ſie noch, ohne ſie, mir Schönes zu bieten hätten. Laß mich ſchweigen, Ilmenthal; meines Lebens Sonne iſt untergegangen, denn ein Daſeyn ohne Liebe iſt nur eine finſtre, eiſige Nacht, in der alle Blüthen der Hoffnung und Freude erſtarren müſſen.

Dieſe Zeilen bringen Dir mein Lebewohl auf lange Zeit, denn ich kann Deine Rückkehr nicht erwarten, weil ich morgen die Reiſe zu meinem Vater antrete. Es iſt mir, als könne ich nicht genug eilen, ſo unwiderſtehlich zieht es mich fort. Was ich dort finde, erfährſt Du ſogleich.

Theodora an Cäcilie.

A., den 1. November 1815.

Wohl fühle ich, wie ſehr Du Urſache haſt, mit mir zu zürnen, meine Cäcilie, da ich das erſtemal in meinem Leben Dir mein Vertrauen entzog, und Dir erſt, da Alles vollendet iſt, das Geſchehene mittheile. In der Hoffnung, daß Du mir Deine Verzeihung nicht verſagen wirſt, beginne ich jedoch ohne weitere Einleitung meine Geſtändniſſe.

Es war Dir kein Geheimniß, daß Rosenbergs erste Erscheinung einen tiefen und wunderbaren Eindruck auf mich machte, den eine nähere Bekanntschaft nur verstärken konnte. Wie hätte es auch anders seyn können, bei dieser bezaubernden Liebenswürdigkeit, die wie ein Strahlenschein ihn umleuchtete — bei diesem hohen, edlen Sinn, der sich so klar und anmuthig in seiner geistreichen Rede aussprach. Erinnere Dich, wie Alles sich vereinte, das schöne Bild immer mehr zu schmücken, und jeder seiner Freunde und Bekannten uns von seiner Tapferkeit, seinem Geist und seiner rührenden Milde unterhielt. Ja, meine Cäcilie, ich empfand, daß ich zum erstenmal liebte, und konnte diese Neigung nicht unterdrücken, obwohl ich wußte, daß ich entsagen mußte. Als ich endlich vernahm, welch ein Opfer er bringen

wollte, und wie er sich von allen seinen Lieblingswünschen lossagte, um die letzten Lebensjahre eines geliebten Vaters zu versüssen, da ging das Gefühl meines Schmerzes im Empfinden des Seinigen unter, und bald erfüllte der Wunsch, sein böses Schicksal zu wenden, ausschliessend mein Herz. Lange zwar konnte ich nicht ersinnen, wie dies zu bewerkstelligen sey, und mußte mich oft thöricht schelten, wenn ich Plane erdacht hatte, die ich bei näherer Prüfung nur verwerfen konnte. Endlich sandte der Brief meiner Tante, dessen Hauptinhalt ich Dir mittheilte, den Lichtstrahl in meine Seele.

Errathst Du nicht meinen Plan? Ja, ich wollte Edwins Mutter werden, denn nur so konnte er auf eine schickliche Art die Mittel zu seinem Glück aus meiner Hand empfangen, nur so konnte eine reine Liebe, die

Liebe des Sohnes, mir sein Herz zuwenden, und ein unzerreißbares Band ihn an mich knüpfen. Nur so konnte ich den Wunsch erreichen, für ihn zu leben, und diese Ueberzeugung führte mich hierher.

Nicht ohne tiefe Rührung begrüßte ich den Vater des geliebten Mannes. Er ist, obschon tief in den Sechzigen, ein sehr einnehmender Greis, von freundlich-ehrwürdigem Ansehn. Man erkennt noch eine Aehnlichkeit mit dem Sohne. In seinen Augen leuchtet noch ein Abglanz der Strahlen, die in Edwins Augen flammen, und seine noch feste Stimme spricht, der Stimme Edwins verwandt, mit sonderbarer Gewalt an mein Herz.

Um meinen Zweck zu erreichen, war es meine erste Sorge, zwischen mir und meinem väterlichen Freund das ehemalige Ver-

hältniß herzustellen. Wenig Tage waren dazu hinreichend, und nach den nöthigen Vorbereitungen gelang es mir, ihn zu überreden, daß ich seit dem Tode Adolphs der Liebe auf ewig entsagt habe, und mir in ihm den Beschützer wünsche, dessen die Verwaiſ'te bedürfe. Er war auf's Höchste überrascht von dieser Erklärung, und ich verließ ihn tiefbewegt. Nach einigen Stunden aber kam er zu mir, und nachdem er mir auf eine sehr edle Art, und mit den eindringendsten Worten, Alles gesagt hatte, was Besonnenheit und Vernunft gegen meinen Entschluß einwenden konnten, und ich Alles so ernst und gründlich als möglich widerlegt hatte, bat er um meine Hand. Er empfing das Gelübde meiner Treue. Von dieser wunderbaren Stunde aber, meine Cäcilie, verlange weiter keine Rechenschaft von mir.

Für Alles, was ich empfand, habe ich nur das einzige Wort: Unaussprechlich.

So glaubte ich mein Ziel errungen zu haben, als meinen ehrwürdigen Freund ein, wie es schien, gefährliches Uebelbefinden überfiel, das mich mit banger Besorgniß erfüllte. Wenn er sterben sollte, ohne mein Gemahl zu seyn, so vermochte ich nichts für Edwin zu thun. Ich flog angstvoll zu ihm, und es gelang mir, ihn zu einer schnellen Trauung zu überreden. Sie geschah, und in dem Augenblick, als der Segen über uns ausgesprochen ward, strömte der Friede des Himmels in meine Seele. Ich hatte nun allem irdischen Glück für Edwin entsagt, meine Liebe war gereinigt, und die Heiligkeit meiner übernommenen Pflichten durchdrang mein Innerstes mit wunderbarer Kraft.

Ich bat nun meinen Gemahl, eine Verschreibung von zwanzigtausend Thaler anzunehmen. Lange wollte er sich dazu nicht entschließen, bis ich ihm ganz klar bewies, daß diese Summe nur den fünften Theil meines Vermögens betrage. Nun erst siegte seine Liebe zu Edwin, und er erfüllte meinen Wunsch.

Mein Gemahl wußte schon früher, daß ich Edwin kenne, und daß dieser unglücklich liebt. Du kannst Dir kaum denken, wie innig ihn die Aussicht erfreut, den geliebten Sohn nach der Neigung seines Herzens glücklich zu sehen. Er hat ihm seine Verbindung gemeldet und ihn eingeladen, doch ohne mich zu nennen, weil er Edwin mit meiner Gegenwart angenehm zu überraschen glaubt.

Ich werde ihn also bald wiedersehn!

O, Cäcilie, wie froh und bange ſchlägt mein Herz ſeiner Ankunft entgegen! Die Mutter wird den Sohn begrüßen, vielleicht auch bald eine Tochter, die dieſer ihr zuführt, und ich bete täglich um Kraft und Würde in dem ſchwerſten Augenblick meines Lebens.

Ich bereite mich jetzt in den Stunden des einſamen Nachdenkens auf Edwins Ankunft, und hoffe, daß es mir gelingen wird, ein paſſendes Betragen zu finden.

Ich waffne mich gegen den Zauber ſeiner Gegenwart, bin gerüſtet, jeder forſchenden Frage mit einer ſchicklichen Antwort zu begegnen, wenn etwa meine Verbindung mit ſeinem Vater, die allerdings ſonderbar erſcheinen muß, dergleichen herbeiführen ſollte. So fürchte ich eigentlich nichts, als die Bekanntſchaft ſeiner Braut,

denn ich gestehe, ich weiß kaum, wie ich das Anschauen eines Wesens ertragen soll, dem ein Glück zu Theil wird, das ich nicht zu ermessen gewußt hätte, wenn es mir beschieden worden wäre.

Doch hinweg mit diesem Gedanken — dem einzigen, gegen den sich meine Seele empört — dem einzigen, bei welchem ich mit heißen Thränen die ganze Schwäche der menschlichen Natur empfinde! O räthselvolles Herz! Ich wollte Edwins Glück gründen, und erbebe davor, es vollendet zu sehen! Mit Schrecken blicke ich in mein Innerstes, und fühle, daß meine Liebe noch nicht so rein ist, als ich glaubte, und ich noch schmerzlich kämpfen muß, bis ich die Ergebung erringe, die ich in zu stolzen Augenblicken schon erworben zu haben glaubte.

Noch muß ich Dir sagen, daß wir eine

artige Wohnung in A. bezogen haben. Ein Zimmer derselben richte ich jetzt für Edwin ein, und möchte es gern mit seinen Lieblingsdichtern und allerhand andern ihm angenehmen Kleinigkeiten ausschmücken, wenn ich damit nicht eine zu zärtliche Aufmerksamkeit zu verrathen fürchtete. Ich versage mir daher lieber diese Freude, da nichts ihn veranlassen soll, in mir mehr als eine wohlwollende Mutter zu ahnen.

Ilmenthal an Edwin.

Auf der Reise, den 28. October 1815.

In einer Dorfschenke, wo ich füttern lasse, schreibe ich Dir, mein guter Edwin, diese flüchtigen Worte, die unser Freund Barneck, der Dich in wenig Tagen sieht, Dir einhändigen wird. Meine Reise hat

mich nämlich in Theodorens Heimatgegend geführt, und so sind alle ihre Verhältnisse mir bekannt geworden. Sie, die wir für verlobt und unbegütert hielten, ist frei und reich, denn ihr Verlobter fiel bei Lützen, und ihre Abneigung gegen geldsüchtige Bewerber, wie ihre Neigung zur Wohlthätigkeit, veranlaßte sie, sich so einfach als möglich in ihren äußern Umgebungen zu zeigen, als wir sie in Warmbrunn sahen. Noch füge ich hinzu, daß ich diese Nachrichten aus den sichersten Quellen schöpfte, und wenn daher meine Augen mich in Flinsberg nicht gänzlich getäuscht haben, so leuchtet Dir die erfreulichste Hoffnung. Theodora ist jetzt verreiset, doch habe ich alle Anstalten getroffen, ihre Rückkehr sogleich zu erfahren.

Edwin an Ilmenthal.

A., den 20. November 1815.

Auf's Neue verwirren ſich meine Gedanken, und mein Herz empört ſich mit wildem Ungeſtüm, indem ich Dir ſagen will, was mir geſchah.

Denke Dir das Unerhörteſte und Gräßlichſte, was nur der menſchliche Verſtand erſinnen und das Gemüth empfinden kann, und Du wirſt doch die ſchreckliche Begebenheit nicht erdenken, die mein Innerſtes zerrüttet, während ich faſt unausgeſetzt eine Heiterkeit erheucheln muß, die mir von nun an ewig fremd bleiben wird. Daher muß ich mich denn wohl entſchließen, Dir das furchtbare Räthſel zu löſen.

Als ich eben zu meinem Vater abreiſen wollte, brachte mir Barneck Deinen Brief.

Was Du leicht ahnen konntest, geschah — die Hoffnung, die entzückendste, seligste Hoffnung trat strahlend vor meine Seele, das Leben erblühete im frischen Frühlingsglanz, und wie im Himmelslicht verklärte sich mir die Welt.

So begann ich meine Reise, und von schönen Träumen begleitet, erreichte ich ohne Unfälle ihr Ziel.

Es war ein trüber Novemberabend, und die tiefere Dämmerung begann schon die Umgebungen zu verhüllen, als ich, in A. angelangt, vor dem Hause abstieg, das man mir als die Wohnung meines Vaters bezeichnet hatte. Es ward laut in demselben, man sandte Licht hinab, und ich eilte — o, es giebt Ahnungen, Ilmenthal! — von einer seltsamen, bangen Beklommenheit gepreßt, die Treppe hinauf. Als ich die Thüre

des Zimmers öffnete — es war noch ohne Licht — stürzte mein Vater in meine Arme. Lange lag ich in stiller Rührung an seiner Brust, bis er mich endlich mit den Worten: Grüße auch Deine Mutter, lieber Edwin! losließ. Ich sah in der Dämmerung eine weiße Gestalt mir entgegentreten, hörte eine freundliche Begrüßung, von einer mir nicht fremden Stimme, aussprechen, und wollte so eben dieselbe erwiedern, als ein Bedienter mit Lichtern hereintrat. Der Schein derselben fiel auf die Gestalt meiner Stiefmutter, und — fühle, wenn Du kannst, mein Entsetzen! — Theodora stand vor mir.

Es ist mir durchaus unmöglich, Dir meinen Zustand zu beschreiben. Mein Bewußtseyn drohete mich zu verlassen, und mit dem unwillkürlichen Ausruf: Theodora! bebte ich zurück. Ich fühle es, ich würde

in diesem gräßlichen Augenblick mein ganzes Herz verrathen haben, wenn nicht der Zufall sich meiner angenommen hätte. Mein Reitknecht trat herein, mir zu melden, daß mein Packpferd sich am Fuß verletzt habe, und ich hatte gerade Besinnung genug, diesen Vorwand zu ergreifen. Betäubt ging ich hinunter, wo ich, am Thürpfeiler gelehnt, sinnlos hinaufstarrte in den finstern Himmel über mir. Endlich empfand ich doch in meiner Vernichtung die Nothwendigkeit, mich zu fassen. Es gelang mir mit dem Aufwand aller meiner Kräfte, und ich ging wieder hinauf, als ich fühlte, daß die Lebenswärme in mein erstarrtes Gesicht zurückgekehrt war. Theodora stand am Theetisch, und bereitete mit anmuthiger Geschäftigkeit den Thee, während mein Vater von seiner beabsichtigten und wohlgelungenen

Ueberraſchung ſprach. Theodora ſtimmte ſcherzend mit ein. Sie könne, meinte ſie, die Ueberraſchung nicht eben wohlgelungen finden, denn mein Erſtaunen habe mehr dem Schrecken, als der Freude geglichen, und faſt ausgeſehen, wie Furcht vor einer böſen Stiefmutter. Dieſe Vorausſetzung, fuhr ſie fort, ſey aber durchaus nicht ſchmeichelhaft, denn obwohl ſie ihre mütterliche Würde, den vier Jahren, die ich älter als ſie ſey, zum Trotz, ſtreng behaupten wolle, ſo habe ſie ſich doch vorgenommen, das Vorurtheil wider die Stiefmütter zu widerlegen. Schließlich ermahnte ſie mich noch zum kindlichen Gehorſam und verſicherte mich ihres Wohlwollens.

Mein Vater hörte lächelnd ihren Scherzreden zu, die ich nur mit höchſter Anſtrengung leidlich beantworten konnte. Wie

ward mir aber, als er ihr ſagte, er könne an ihr geprieſenes mütterliches Wohlwollen noch nicht ſo recht glauben, da ſie ihren Sohn nicht einmal umarmt habe, und er werde erſt dann ihren Worten vertrauen, wenn er ſie dieſen Fehler vergüten ſehe. Theodora erröthete. Mit zögernden Schritten trat ſie mir entgegen und bot mir in holder Verwirrung die Wange. Ich war meiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Zerriſſen von Schmerz und Entzücken — denn ich ſah und hörte ja wieder die Einziggeliebte — ſchlang ich meinen Arm um die liebliche Geſtalt, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Ein wenig betroffen, wie es ſchien, trat ſie zurück, und ich fand Worte, ihr meine Freude über unſer neues Verhältniß zu verſichern, indem ich mit Entſetzen fühlte, daß keine ärgere Lüge über meine

Lippen gehen könne. Theodore nöthigte uns darauf an den Theetisch, und der Abend verfloß unter wechselseitigen Erzählungen, bis wir endlich spät zur Ruhe gingen. Der gänzlichen Verworrenheit meiner Sinne und der Ermüdung von der Reise verdankte ich einen betäubenden Schlaf, der mich wohlthätig besuchte. Als ich am andern Morgen erwachte, hätte ich am liebsten das Erlebte in's Reich der Träume verwiesen. Ich konnte diese Wirklichkeit nicht fassen, und erschauderte immer auf's neue vor der gräßlichen Gestalt meines Unglücks. Theodora meine Mutter! Dieser eine, immer wiederkehrende Gedanke schien meinen Verstand zerstören zu wollen, indem die Verzweiflung mir die Kraft zu einem Betragen gab, wie es den Umständen angemessen war.

So erscheine ich denn mit ruhigem An-

lich, während ich eine Hölle von Schmerz im Busen trage. Theodora entfaltet täglich neue Vorzüge und Annehmlichkeiten, sie ist die anmuthigste der Hausfrauen. Wenn ich ihre zarte, ehrerbietige Aufmerksamkeit gegen meinen Vater, ihr sanftes, verständiges Walten und Herrschen, ihr freundliches Wohlwollen gegen mich und alle ihre Umgebungen beobachte, dann huldigt ihr meine ganze volle Seele, während mein Herz sich in namenloser Qual verblutet, daß sie nicht mein ist.

Lebe wohl, mein Ilmenthal! Bald schreibe ich Dir wieder, denn es ist mein letzter, einziger Trost, mit Dir von Theodora reden, Dir meine Schmerzen vertrauen zu können.

Theodora an Cäcilie.

A., den 30. November 1815.

Seit einigen Wochen, meine Cäcilie, iſt Edwin hier. Als er bei ſpäter Dämmerung in's Zimmer trat, hielten Vater und Sohn einander lange genug umarmt, um mir die Zeit zu geben, die ich brauchte, Edwin mit Unbefangenheit begrüßen zu können. Mit einer ſchicklichen Anrede trat ich ihm eben entgegen, als Licht gebracht ward. Er ſah, er erkannte mich, und ſein Erſtaunen war ſo lebhaft, daß es faſt wie ein heftiges Erſchrecken ausſah. Ich fand mich, ohne etwas zu äußern, betroffen, als er in demſelben Augenblick das Zimmer verließ, und erſt nach einer guten Weile wiederkam. Er ſchien ſich nur langſam von ſeiner Ueberraſchung erholt zu haben, die er jetzt eine

der angenehmsten nannte, die ihm je wiederfahren wäre. Mir war es gelungen, mir eine Geistesgegenwart zu erhalten, die mir erlaubte, mit Edwin über unser neues Verhältniß zu scherzen; aber der Scherz verging mir, als mein Gemahl mich aufforderte, meinen Sohn zu umarmen. Wohl hatte ich mir auch diesen Fall als möglich gedacht, und meinte darauf vorbereitet zu seyn, aber doch wankte beinahe meine Entschlossenheit, und ich mußte mich nicht wenig zusammen nehmen, um Edwin die Wange zu bieten. Dieser konnte natürlich meine Verlegenheit nicht ahnen, und umfaßte mich mit einer Herzlichkeit, zu welcher unser Verhältniß ihn berechtigte, und wie sie ihm die Dankbarkeit eingab, die er mir schuldig zu seyn glaubt. Bestürzter, als ich hätte seyn sollen, flüchtete ich aus seinen

Armen an den Theetisch, wo ich mich emsig beschäftigte, bis ich mich gesammelt genug fand, am Gespräch wieder Theil zu nehmen.

Dir, meine Cäcilie, will ich es nicht verhehlen, ich war in seinem Anschauen wieder selig, ich bin es noch, und unser jetziges Verhältniß würde alle meine Wünsche erfüllen, wenn es so wie jetzt fortbestehen könnte, wenn ich nicht wüßte, daß Edwin bald ein fremdes Wesen in unsern stillen Kreis einführen würde. Doch sein Glück soll mir immer heiliger als das meine seyn, und ich habe mir selbst gelobt, mein Werk schnell zu vollenden. Nächstens spreche ich mit Edwin über diese Angelegenheit, und gehe, wie ich hoffe, siegend hervor aus dem schwersten Kampf meines Lebens.

Zwischen mir und meinem Stiefsohn hat sich bereits das freundlichste Verhältniß ge-

bildet. Ohne eitle Einbildung darf ich mich überzeugen, daß er ſeine Liebe zwiſchen ſeinem Vater und mir theilt. Er fühlt ſich mir weit über mein Verdienſt verpflichtet, und die zarte Weiſe, wie er dieſes Gefühl äußert, überhebt mich zugleich jeder Verlegenheit. Er ſpricht nur von der Freude, ſich von der Verbindung mit Anna losgeſprochen zu ſehen, und in mir ſeine Mutter ehren zu können. Kein dankendes Wort entſchlüpft ihm, aber die Innigkeit ſeiner Rede und ſeiner Blicke kann nicht mißverſtanden werden, und erfüllt mich mit einer wunderbaren wehmüthigen Freude, die ich Dir durchaus nicht zu ſchildern vermag.

Mein Gemahl that alles Mögliche, Edwin und mich einander näher zu bringen, und quälte mich mitunter in ſeiner guten Meinung nicht wenig. Unter andern ver-

dreß es ihn, daß wir uns Sie nannten. Solche Umſtändlichkeiten, die man mit dem Namen ſeiner Sitte beehre, ſagte er, wären ihm nur unter ganz Fremden erträglich, wo man ſich freilich in das Herkommen fügen müſſe, um ſo lieber aber ſey ihm im häuslichen Leben die altdeutſche Traulichkeit, die, ohne daß man ſich deſſen deutlich bewußt werde, das Herz öffne und erfreue, und die er überall um ſich her wahrnehmen müſſe, wenn ihm recht wohl werden ſolle. Aus dieſem Grunde verlangte er, daß Edwin und ich einander Du nennen ſollten, und ich erglühte in unbeſchreiblicher Verlegenheit. Edwin ſah mich an, und ſchwieg, wie es ſchien, ein wenig empfindlich, als ich nichts zu entgegnen vermochte. Auch mein Gemahl war verſtimmt, und ich fühlte wohl, ich mußte mich überwinden. Laß

uns den Wunsch unsers väterlichen Freundes erfüllen, lieber Edwin, sagte ich so unbefangen als möglich, indem ich ihm die Hand reichte, die er mit Innigkeit an seine Lippen drückte. Gerne, gerne, wenn Deine Güte es mir gestattet, entgegnete er. So ist es recht, meine Kinder, sagte mein Gemahl, und schloß uns beide zugleich in seine Arme.

Noch habe ich Dir nicht gesagt, daß zu meiner neuen Familie auch eine Schwägerin gehört, auf deren Bekanntschaft ich mich sehr freue. Es ist eine Stiefschwester meines Gemahls, aus der zweiten Ehe seiner Mutter, und fast um zwanzig Jahre jünger als dieser. Sie lebt von sehr geringen Einkünften bei einer Verwandtin, und hat, obwohl in ihrer Jugend sehr schön und viel gesucht, doch alle Heirathsanträge aus-

geſchlagen. Edwin liebt ſie mit Begeiſterung, und ſie iſt das Fräulein von Ahlburg, die Edwins Bild erhielt, das wir in Warmbrunn ſahen, und von welchem ich glaubte, es ſey ſeiner Geliebten zum letzten Andenken beſtimmt.

Zwei Tage ſpäter.

Ich bin ſeltſam überraſcht, meine Cäcilie, und weiß mich noch nicht recht in die neue Entdeckung zu finden, über die ich mich eben ſo wenig zu betrüben, als zu freuen vermag.

Geſtern ſtattete mir Frau von Waller — Du erinnerſt Dich doch, daß ſie hier lebt? — einen Beſuch ab, um mir ihre Tochter als Braut vorzuſtellen. Anna war nämlich ſchon vor ihrer Reiſe nach Warmbrunn in der Stille mit einem Wittwer ver-

lobt, der ſeinen verwaiſten Kindern in ihr eine verſtändige Mutter zu geben gedenkt. Ich geſtehe es, ich vernahm dieſe Neuigkeit mit lebhafter Freude, weil ich bisher immer beſorgte, daß Edwins Annäherungen vielleicht das Herz der guten Anna gerührt und ſchmerzlich getäuſcht hätten. Auch Edwin ſchien etwas Aehnliches mehr dunkel zu fühlen, als deſſen ſich klar bewußt zu ſeyn, denn in ſeinem Benehmen gegen ſie ſprach ſich eine herzliche frohe Theilnahme aus, in welcher ſich ſein ſchönes Gemüth mir auf eine rührende Weiſe offenbarte.

Als der Beſuch uns verlaſſen hatte, gelang es mir, ihn in ein Geſpräch zu verflechten, in deſſen Fortgang mein Gemahl ihn bat, uns ſeine Geliebte zu nennen und bald zuzuführen. Edwin vernahm mit ſichtbarem Staunen dieſe Worte, und entgeg-

nete dieſelben mit der Frage, was ihn zu der Vermuthung veranlaſſe, daß ſeine Neigung gefeſſelt ſey. Mein Gemahl deutete auf mich, und ich mußte nun erzählen, wie ich durch Ilmenthal von Edwins Gefühlen und Wünſchen unterrichtet ſey.

Und nannte er Dir das Weſen nicht, dem mein Herz angehörte? fragte Edwin mit einem ſeltſam düſtern Blick.

Ich mußte das verneinen, und er drückte erſchüttert meine Hand an ſeine Bruſt. So wiſſe denn, ſagte er mit halberſtickter Stimme, daß die Liebe, von welcher Ilmenthal ſprach, auf ewig hoffnungslos iſt. Sie, der ich dieſe glühende Neigung weihte, kannte dieſelbe nicht, und iſt das Weib eines Andern geworden. Er verließ nach dieſen Worten ſchnell das Zimmer.

Haſt Du es gehört, Theodora, daß ich

der höchſten Freude meines Alters entſagen muß? ſagte mein Gemahl. Der Schmerz in dieſen Worten rührte mich tief, und löſete mein verworrnes Empfinden in wohlthätige Thränen auf.

O meine Cäcilie, ich weiß es ſelbſt kaum, was mich ſo ſeltſam bewegte, aber ich fühle mich ſtrafbar in dieſer Regung meines eigennützigen, verwöhnten Herzens, das Freude finden wollte in der Ueberzeugung, daß Edwin keiner Andern angehören wird. Ich bin mit mir ſelbſt entzweit, ich verdiene Deine Mißbilligung, und bedarf Deiner Zurechtweiſung. Entzieh' mir dieſe nicht, ſchreib' mir bald, und führe mich zu mir ſelbſt zurück.

Edwin an Ilmenthal.

A., den 15. December 1815.

Oefter, als Dir, mein guter Ilmenthal, vielleicht lieb ſeyn wird, treibt es mich an den Schreibtiſch, denn mir iſt, als müßte mein ſtreng verſchloßnes Gefühl mir gewaltſam die Bruſt zerſprengen, wenn ich es nicht zuweilen vor Dir ausſprechen könnte. Indem ich mit Dir rede, ſtillt ſich der Sturm in meinem Innern, und ich lerne klarer als jemals das Glück empfinden, von einem verwandten Gemüth mich verſtanden, und ſelbſt in meiner trübſten Verſtimmung mit freundlichem Sinn aufgenommen zu ſehen. Wohl war es ein ſchöner, unvergeßlicher Augenblick, als man Dich verwundet vom Schlachtfelde tragen wollte, wo ich hülflos in gleichem Zuſtande lag, wo Du

laut nach mir riefeſt, und nicht früher weichen wollteſt, als bis auch mir Beiſtand geſandt war. Wohl waren es ſchöne Stunden, die wir geneſend in einem Gemache verlebten und uns immer feſter und inniger an einander ſchloſſen — aber noch erquikkender iſt es, von dem Geheimſten und Schmerzlichſten unſers Herzens und Lebens mit dem geprüften Freunde zu reden. So laß mich denn immerhin den theuerſten Namen Dir wieder und wieder nennen, und in der ſüßen Qual dieſer hoffnungsloſen Liebe mein letztes, einziges Erdenglück umfaſſen.

Die Gewohnheit, Ilmenthal, iſt eine wunderbare Zauberin. Durch ſie habe ich mein Anfangs ſo quälendes Verhältniß nicht nur ertragen gelernt, ich habe demſelben ſogar ſchon vielfache Genüſſe abgewonnen. Oder nennſt Du es keinen Genuß, mit dem

holdeſten Weſen unter einem Dache zu wohnen, zu jeder Stunde des Tages die Geliebte ſehen und ſprechen zu können und ſich bei tauſendfachen Veranlaſſungen ihres gebildeten Geiſtes, ihres milden Gemüths und aller ihrer kleinen lieblichen Eigenthümlichkeiten zu erfreuen? Iſt es nicht ein ſüßes Gefühl, ſo oft der Gegenſtand ihres zarten Wohlwollens, ihrer häuslichen Sorgſamkeit zu ſeyn? Unſer ganzes Verhältniß iſt ſo geſtaltet, daß es mich immerfort mit ſüßem Schein täuſcht, und mich die unnennbare Seligkeit ihres Beſitzes in ihrer ganzen Fülle ahnen läßt. Auf meines Vaters Veranlaſſung nennen Theodora und ich einander Du, und es ſteht mir frei, ſie bei jeder ſchicklichen Veranlaſſung mit einem Kuß zu begrüßen, was ich jedoch nur ſehr ſelten wage, weil ich fürchte, daß die Gluth meiner Lei-

denschaft sich bei solch einer Gelegenheit unwillkührlich offenbaren könnte.

Theodora wußte durch Dich, daß ich liebe, und sie und mein Vater baten mich vor Kurzem, bald meine Geliebte heimzuführen. Es war mir sonderbar schauerlich, sie mit solch einer Unbefangenheit von sich selbst sprechen zu hören, ohne daß sie nur die leiseste Ahnung davon hatte, daß ich nur in ihr lebe. In diesem Augenblick konnte ich nicht mehr Alles in mich verschließen, ich sagte ihr, daß meine Liebe hoffnungslos sey, indem der Gegenstand derselben schon einem Glücklichern angehöre, und verließ erschüttert das Zimmer. Als ich nach einigen Stunden wieder vor ihr erschien, empfing sie mich mit einer zarten Innigkeit, die nur empfunden, nicht beschrieben werden kann, und die mich wun-

derbarer ſtärkte und erquickte, als ich Dir zu ſagen vermag.

Wenig Tage nach dem erwähnten Geſpräch unternahm ich eine kleine Reiſe zu meiner Tante, die mich mit der gewohnten liebreichen Güte empfing; aber alle ihre vielfachen freundlichen Aufmerkſamkeiten, die mir den Aufenthalt bei ihr angenehm machen ſollten, vermochten mich nicht länger als zwei Tage zu halten. Unwiderſtehlich zog es mich zurück zu Theodora, und das Herz ſchlug mir vor Freude, als am klaren Abendhimmel die Thürme von A. wieder vor mir emporſtiegen. Man hatte meine Ankunft nicht bemerkt, und als ich mich unſerm gemeinſchaftlichen Wohnzimmer näherte, vernahm ich mit Staunen ein ſchönes Flügelſpiel, von einer höchſt lieblichen Stimme begleitet. Ich öffnete. Es

war Theodora, von der ich noch nicht wußte, daß sie auch diese holde Kunst mit eben so viel Fertigkeit, als Anmuth übte, denn der Flügel war in meiner Abwesenheit erst angeschafft worden, um mich, wie ich erfuhr, bei meiner Heimkehr angenehm zu überraschen. Da Du meine Liebe zur Tonkunst kennst, so kannst Du leicht denken, daß der Zweck erreicht war, und dadurch eine angenehme Abwechselung in unser häusliches Leben gekommen ist. Ich begleite nun Theodora auf der Flöte, oder singe mit ihr, und mein Vater hört uns mit stillem Vergnügen zu. Auch hat sie mich, um die vielen langen Abendstunden gänzlich auszufüllen, zum Vorleser ernannt, und so wird all unser Beisammensein durch geistigen Genuß und heiteres Gespräch gewürzt und belebt. Nimm noch dazu, daß ich zuweilen sie spazieren

fahre, oder ſie in's Schauſpiel begleite, und Du mußt geſtehen, daß mein jetziges Leben einen Reichthum von Glückſeligkeit in ſich ſchließen würde, wenn nicht in uns Männern das raſtloſe Streben nach gänzlichem, ungetheiltem Beſitz glühete. Aber wir können es ohne die verzehrendſte Herzensqual nicht dulden, wenn der Gegenſtand unſrer Liebe uns nicht ausſchließend angehört, und nicht gleiche Gluth das geliebte Herz entzündet. Und Theodora — ach, ihre innigſten Gefühle gehören einem Todten, und durch ihn feindlich von allen Lebensfreuden geſchieden, erwählte ſie ſich ein Loos, das auch mich auf immer davon ſcheidet. Hätte ſie nicht ſo raſch dieſes dunkle Loos gezogen, eine Liebe, wie die meine, hätte doch wohl ein Gemüth bezwungen, das zum Lieben und zum Beglücken beſtimmt und gebildet iſt. —

Doch hinweg mit dieſem Gedanken! Ich darf keine Wünſche mehr haben, denn alle verletzen die Pflicht des Sohnes. Theodora iſt meine Mutter! O, ich möchte mir die gräßlichen Worte ſo lange wiederholen, bis ich mein verödetes Daſeyn in ihnen aushauchte!

Lebe wohl, Ilmenthal! Ich mag heute nicht weiter fortfahren. Nur noch fragen will ich Dich, wie es kommt, daß ich noch immer keinen Brief von Dir habe, da Du doch leicht ermeſſen kannſt, wie ſehr ich nach einem ſolchen verlange? Laß mich nicht lange mehr warten, und wenn es für ein Geſchick, wie das meine, ein tröſtendes, aufrichtendes Wort giebt, ſo ſage es Deinem Edwin.

Ilmenthal an Edwin.

Den 30. December 1815.

Ein trauriges Ereigniß, der Tod meiner Mutter, hatte mich bald nach Deiner Abreise, mein Edwin, in das väterliche Haus gerufen. So geschah es, daß Deine Briefe liegen blieben, und mir endlich alle zugleich zugeschickt wurden. Dies war die Ursache meines langen Schweigens, welches Du nicht dem Mangel an Theilnahme zuschreiben wirst.

Es ist eine weltbekannte Wahrheit, daß es Begebenheiten giebt, über welche sich wenig Verständiges sagen läßt, und Wunden, die durch keine Weisheitssprüche geheilt werden, weswegen ich Dich daher, wie billig, mit denselben verschone. Mir selbst werde ich es nie verzeihen, daß ich, wie Du, zu

ſchnell vom Schein geblendet, Theodorens Verhältniſſen nicht ſorgſamer nachforſchte. Doch, guter Edwin, das Alles iſt nun nicht mehr zu ändern, und muß daher mit feſtem Sinn, wenn gleich auch mit Schmerzen, ertragen werden. Dein Schickſal hat ſich ſo wunderlich boshaft erwieſen, daß ich faſt an den Einfluß böſer überirdiſcher Mächte glauben möchte, die Freude finden an den Qualen des Menſchengeſchlechts, beſonders wenn ich mir zurückrufe — doch nein, ich will mir nichts zurückrufen, und es nicht zu ergründen ſtreben, wie ein ſonſt ganz geſcheidter Menſch ſo unerhört albern ſeyn kann, als ich mich bewieſen habe.

Ein aufrichtendes Wort willſt Du von mir vernehmen? Wahrlich, lieber Edwin, Dein Geſchick hat mich zu tief ergriffen, als daß ich Dir eines zu ſagen vermöchte, aber

einen guten Rath kann ich Dir geben, den Du, wie ich hoffe, nicht unbefolgt laſſen wirſt. Reiße Dich ſo ſchnell als möglich aus dem Zauberkreiſe los, der mit jeder Stunde Dich feſter umſchlingt, und komm zu mir. Laß uns vereint den Reſt des Winters verleben, und im Frühling eine Reiſe nach Italien antreten. Die Verlaſſenſchaft meiner Mutter, die mir allein zugefallen und nicht unbedeutend iſt, hebt das Hinderniß, welches bisher dem längſt genährten Wunſche entgegenſtand, und aller Genuß, den ich mir mit Recht von der Erfüllung deſſelben verſpreche, würde doch ohne Dich nur einſeitig bleiben. Nur auf dieſe Weiſe, glaube ich, kannſt Du wieder Ruhe und Lebensluſt gewinnen, eile daher zu mir, ſobald Du Dich mit Anſtand losmachen kannſt.

Faſt hätte ich vergeſſen, Dir zu ſagen,

daß mein Vater, seitdem ich zum Erstenmal von Dir sprach, einen lebhaften Antheil an Deinem Schicksal nimmt. Als ich daher vor Kurzem Deine Briefe empfing, und derselben erwähnte, erkundigte er sich sehr genau nach den Verhältnissen Deines Hauses, wobei er zugleich erwähnte, daß er in seiner Jugend Deinen Vater und Deine Tante gekannt habe. Indem er von der letzteren sprach, glaubte ich eine ungewöhnliche Rührung in seinen Zügen wahrzunehmen, und er gedachte ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit mit Worten, die mich fast vermuthen ließen, daß er damals mehr als Wohlgefallen für sie empfand. Am Schluß dieser Unterredung trug er mir noch auf, Dich um den Aufenthalt Deiner Tante, den Du nicht nanntest, und um ihre näheren Verhältnisse zu befragen, was hiermit ge-

ſchieht. Ich glaube beinahe, wenn es wahr iſt, daß alte Liebe nicht roſtet, bald, gleich Dir, einer Stiefmutter huldigen zu müſſen, und Dich als Vetter begrüßen zu können.

Doch genug für heute, da ich meinen Vater auf einer kleinen Reiſe begleiten muß. Schreib und komm bald.

Theodora an Cäcilie.

A., den 12. Januar 1816.

Nur wenig Worte für heute, meine Cäcilie, denn ſeit dem Anfang dieſes Jahres iſt meine Schwägerin hier, die uns in wenig Tagen wieder verlaſſen will, weswegen ich mich ihr nicht gern lange entziehen mag. Sie iſt mir ſehr freundlich mit ihrem Beſuch zuvorgekommen, und wir ſind in wenig Tagen, im vollen Sinn des Wortes, mit ein-

ander bekannt und vertraut geworden. Die Anmuth ihres Betragens iſt unwiderſtehlich, und die Lieblichkeit ihrer Züge, verbunden mit ihrer ſchlanken, edeln Geſtalt, macht ſie noch jetzt — ſie ſteht in der Mitte der Vierzige — zu einer höchſt anziehenden Erſcheinung. Ich fand mich bald wunderbar zu ihr hingezogen, und beſitze nun in ihr, was mir hier noch fehlte, ein weibliches Weſen, dem ich mich vertraulich mittheilen kann. Sie begeguet mir in gleicher wohlwollender Neigung, aber am meiſten von uns Allen liebt ſie Edwin, der oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche iſt, was mir natürlich ihren Umgang noch anziehender macht.

Auch gebildet und geiſtreich iſt Julie, ſo heißt meine Schwägerin, und unſre heitre, genußreiche Häuslichkeit gewinnt durch ihre Gegenwart noch manchen kleinen Reiz mehr.

Ueberhaupt, meine Cäcilie, ich würde mich glücklich nennen, wenn nicht zuweilen Edwins finstre Stirn mir sagte, daß er es nicht ist, oder ein Gedanke an die Jahre meines Gemahls meine Heiterkeit trübt. Traurig, höchst traurig wäre es für mich, meinen väterlichen Freund zu verlieren, und dadurch vielleicht alle meine jetzigen, mir so lieben Verhältnisse aufgelöset zu sehen. — Doch ist es nicht unrecht, mir selbst meinen Frieden durch böse Träume zu stören? Laß mich davon schweigen, meine Cäcilie, und bete für mich um die möglichst lange Dauer meines stillen Glücks.

Das Eine, was mir noch fehlt, Dich, theure Cäcilie, scheint das Geschick mir auch wiedergeben zu wollen, denn wir haben einmüthig beschlossen, mein Gut in Schlesien zu bewohnen, das Edwin, der, wie alle

Männer, sich nach Thätigkeit sehnt, verwalten wird. Julie wird uns begleiten, da wir uns Alle so an einander gefesselt finden, daß wir uns eine freiwillige Trennung nicht zu denken vermögen. Jetzt, da Dein Mann aus dem Felde zurückkehrt, wird er unfehlbar Deinen Wunsch, sich anzukaufen, erfüllen, und ich schreibe Dir eigentlich heute nur, um es Dir recht dringend an's Herz zu legen, Deinen künftigen Wohnort dem unsrigen so nahe als möglich zu wählen.

Mit dieser Bitte sey denn aber auch für heute geschlossen. Wir Alle bereiten uns zu dem bevorstehenden Friedensfest, wo denn die Wahl des Putzes, diese für uns Frauen so wichtige Angelegenheit, auch mich beschäftigt. Ich habe mir vorgenommen, dem festlichen Tage zu Ehren, geschmückter als je zu erscheinen, und wünsche, wie ein ei-

les Mädchen, daß mein Putz Edwins Beifall gewinnen möchte.

Edwin an Ilmenthal.

A., den 19. Januar 1816.

Noch von den Erſcheinungen des vergangnen Tages und der eben verfloßnen Nacht umgaukelt, kann ich auf meinem Lager die Ruhe nicht finden, die in dieſen ſtillen Morgenſtunden die Augen der ſüß ermüdeten Menſchen ſchließt. Einſam und bewegt wandelte ich lange auf und ab, bis mich die Unruhe meines Gemüths unbemerkt, wie ſchon oft, an den Schreibetiſch führte, um für Dich und in mir ſelbſt Alles klarer zu ordnen, was in bunter Verworrenheit mein Innerſtes erfüllt.

Ich habe einen herrlichen Tag, eine ſe-

lige Nacht durchlebt — Stunden, in denen mein ganzes Herz noch tiefer und heiliger für Theodora entglühete, und die ich Dir zu schildern versuchen will, damit Du es begreifen lernst, wie ich mir kein anderes Scheiden von ihr, als im Tode, zu denken vermag.

Der gestrige Tag war mit dem Friedensfest zugleich der Geburtstag meines Vaters. Ich war früh bei ihm, und als so eben die Musik von den Thürmen unserer Stadt den festlichen Morgen begrüßte, trat auch Theodora herein. So in überirdischer Verklärung, möchte ich sagen, als in diesem Augenblick, hatte ich sie noch nie gesehen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne schienen durch's Fenster auf die liebliche Gestalt, und gossen ein mildes Rosenlicht über ihr weißes Gewand. Thränen schimmerten in den süßen braunen Augen,

eine unaussprechlich liebreizende Freundlichkeit schwebte um ihre Lippen, und in rührender Demuth beugte sie sich auf die Hand meines Vaters, indem sie ihm zu der Feier dieses Tages Glück wünschte. Aus seinen Armen trat sie zu mir. Auch Dir wünsche ich Glück, lieber Edwin, sagte sie mit leicht bebender Stimme, in zweifacher Hinsicht muß dieser Tag Dir werth und wichtig seyn. Auch Dein Blut floß für die große Versöhnung, auch Dein Schwert half den Frieden erkämpfen, darum laß mich in Dir allen unsern Helden danken. Mit den letzten Worten lag sie an meiner Brust, ihre Lippen berührten, zum Erstenmal freiwillig, die meinigen, und vor der Ueberraschung dieses Augenblicks schwand meine Besinnung. Ich drückte die edelste und mildeste der Frauen mit einer Begeisterung an mein Herz, die

keine Worte zu schildern vermögen, und besann mich erst wieder, als sie sich, ein wenig bestürzt, meinen Armen entwand, um das Frühstück zu besorgen.

Nach einigen Stunden begleitete ich sie und meinen Vater in die Kirche, aber ich vermochte mich an ihrer Seite zu keinem ungestörten Andachtsgefühl zu sammeln. So wunderlieblich glaubte ich Theodora nie gesehen zu haben. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid nach altdeutschem Schnitt, und in den dunklen Locken einen reichen Schmuck von funkelnden Steinen. Unwillkührlich sah ich nur sie, und gedachte des Tages, wo ich in der Kirche ihr holdes Antlitz zuerst unverhüllt erblickte. Und als ich sie nun, während dem Dankgebet, wie damals, weinend auf den Knien sah, da fühlte ich tiefer als je, daß jene Stunde über das Heil meines Lebens

entſchied, und ich beklagte es bitter, daß ich nicht, wie ſo viele Andre, des ſchönen Todes für das Vaterland gewürdigt ward, der mir ſeliger und herrlicher als je erſchien in dieſem Augenblick, wo dem Andenken der gefallenen Helden Theodoras Thränen floſſen.

Bald darauf, als wir zu Hauſe gekommen waren, erſchien einer der Geiſtlichen des Orts, um Theodora im Namen der verkrüppelten Krieger und Armen für die reichen Gaben zu danken, welche ſie denſelben durch ihn geſandt hatte. Sie gerieth in die anmuthigſte Verlegenheit, als ſie auf dieſe Weiſe ihre ſtille Herzensfeier bekannt werden ſah. Unmöglich konnte ich mich enthalten, ihr zu ſagen, daß ſie mir immer edler und liebenswerther erſcheine, je mehr ich mit ihrem Walten und Wirken vertraut wurde, und ſie ſchien dieſe Worte nicht ohne Ver-

gungen zu vernehmen. Lächelnd wendete sie sich zu meinem Vater. Siehst Du wohl, mein theurer Freund, sagte sie, welch einen wohlgerathenen Sohn ich mir in Edwin erzogen habe? Er fängt schon an, mir förmlich den Hof zu machen. Ich glaube aber beinahe, Du verziehst ihn, erwiederte scherzend dieser, indem er mit Wohlgefallen ihre Wangen streichelte und ihre Stirn küßte. — O Ilmenthal, ich muß es Dir gestehen, ich war ein Sünder in diesem Augenblick, ich beneidete meinen Vater, eine namenlose Bitterkeit durchdrang und empörte meine Brust, und ich mußte eilen, aus dem Zimmer zu kommen, um ein Gefühl zu bekämpfen, das mich so gewaltsam ergriff.

Erst zu Tische kam ich wieder. Reichstein, nebst einigen andern Freunden des Hauses, waren eingeladen, und Theodora

bewirthete uns mit einer Heiterkeit, die ſich unvermerkt der ganzen kleinen Geſellſchaft mittheilte. Bald nach dem Eſſen zerſtreute ſich jedoch dieſelbe, um einem großen öffentlichen Ball beizuwohnen, an welchem, auf meines Vaters ausdrückliches Verlangen, auch Theodora Theil nehmen ſollte. Sie eilte, ſich umzukleiden, und trat mir, als ich, ſie abzurufen, kam, wo möglich noch reizender, als am Morgen, entgegen. Du weißt, daß ich ſonſt auf den Putz der Frauen nicht ſonderlich zu achten pflege, doch hier war es anders. Mit unausſprechlichem Wohlgefallen glitten meine Blicke an ihrem weißen Atlasgewande hinab, bis zu dem Roſengewinde des Beſatzes, und erhoben ſich wieder zu dem gleichen Kranz, der, von Edelſteinen durchblitzt, ihr Haupt ſchmückte. Ihre ſchimmernden Ohrringe, die Perlen,

die den ſchlanken Hals zierten, der ſilberne Gürtel — Alles, bis auf ihre Schuhe herab, ward von mir im Stillen bemerkt und bewundert, und ich wäre, in wortloſer Betrachtung verloren, vielleicht noch lange ſtehen geblieben, wenn nicht ihre Frage, ob der Wagen da ſey? mich zu mir ſelbſt zurückgeführt hätte. Wir gingen nun zu meinem Vater, um Abſchied zu nehmen, da er uns nicht begleiten, ſondern den Tag, wie er ſagte, in ſtiller Herzenserhebung beſchließen wollte. Theodora ſah es nicht gern, daß er allein blieb; ihr war bange, er könne irgend etwas ihm Angenehmes vermiſſen, allein er bat ſie, ſich durch ſolche Sorge nicht in ihrer Freude ſtören zu laſſen. Er fing an, von Theodorens Putz zu ſprechen, lobte ihn, und ſagte zuletzt ſcherzend: Ihr Beide ſeht heute einem Brautpaar ähnlich,

ns eben zum Altar gehen will, und — ſo
ätte es auch eigentlich ſeyn ſollen, ſetzte er,
nſt werdend, hinzu, denn meine Forde-
ungen an das Leben ſind mit dem heutigen
age beſchloſſen, und bald vielleicht muß
) Dich, meine Theodora, verlaſſen. Theo-
ra erſchrak vor dieſen Worten. Sie neigte
h, um ihre Rührung zu verbergen, an
ne Bruſt, während mich eine ſeltſam-in-
ge Wehmuth durchdrang, die jeden Laut
meiner Bruſt verſchloß.

So war es nicht gemeint, meine guten
nder, ich wollte Euch das Feſt nicht ver-
mmern, auf das wir uns alle ſo lange ge-
ut, das wir ſo heiß erſehnt haben, ſagte
in Vater. Wenn Ihr mich liebt, ſo ſeyd
der froh, fuhr er heiter fort; es kann ja
h Gott gefallen, mich noch lange unter
ch zu laſſen, wo ich, wenn es ſein Wille

iſt, auch noch gern bleibe. Dann trieb er uns ſcherzend fort, und entließ uns mit der wiederholten Bitte, froh zu ſeyn. Wortlos, wie von einer trüben Ahnung angeweht, ſaßen wir neben einander im Wagen, aber als wir in den erleuchteten Saal traten, als die Muſik uns entgegenrauſchte, und Theodora mir zum Tanz die Hand reichte, da flog auch ich, von dem allgemeinen Frohſinn ergriffen, mit ihr durch die Reihen. Ich hatte vorher, wie Du weißt, ſie noch nicht tanzen ſehen, und genoß im vollen Maß die Freude, ihrem leichten, anmuthigen Schweben mit meinen Augen zu folgen. Sie tanzt ſo ſittſam und doch ſo fröhlich, daß man ihr nur mit Vergnügen zuſieht. Da ſpricht ſich nicht in dem geringſten Zeichen die wilde Leidenſchaftlichkeit aus, die nicht ſelten unſere Frauen und Mädchen auf dem Tanzplatz

entſtellt. Wie und wo ich ſie auch ſehe, immer feſſelt ein neuer Vorzug, eine andre Liebenswürdigkeit mich unauflöslicher an die holdſeligſte der Mütter, und was Du, lieber Ilmenthal, mir auch ſagen magſt, ich kann und will von ihr nicht ſcheiden, ſo lange Leben und Freiheit noch mein ſind. Mögen immerhin die Schweizergebirge, einſt das Ziel meiner Sehnſucht, mir winken, mag Italien mich in ſeine Blüthengefilde locken — meine Heimath iſt bei Theodora, und ſelbſt der Schmerz um ſie iſt mir ſo lieb und werth geworden, daß ich ihn lieber tragen, als heilen mag. Auch iſt mein künftiger Lebensplan, der mir zugleich einen beſtimmten Wirkungskreis anweiſet, ſchon entworfen, und ich kann daher, ſo gern es unter andern Verhältniſſen auch geſchehen wäre, Deinem freundlichen Ruf nicht folgen.

Ueber dem Schreiben iſt mir ſchon lange der Morgen angebrochen, und erſt jetzt fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas über meine Tante ſagen ſoll; ein Begehren Deines Vaters, das mir, aufrichtig geſtanden, ein wenig ſeltſam erſcheint, und in welchem mir ein Irrthum zu liegen ſcheint, obwohl ſich der meinige auch der Bekanntſchaft mit ihm gern erinnert. Doch wie dem auch ſey, Julie von Ahlburg, wenn dieſe es iſt, die er meint, lebt in St., und hat in früheren Jahren eine ſo beſtimmte Abneigung gegen jede Verbindung gezeigt, daß Du füglich die Hoffnung, oder die Furcht, aufgeben kannſt, ſie als Mutter zu begrüßen, wenn auch Dein Vater wirklich den ſonderbaren Wunſch hegen ſollte, deſſen Du ihn zu beſchuldigen Luſt haſt.

Edwin an Ilmenthal.

Den 31. Januar 1816.

Wer möchte noch zweifeln an der Wirklichkeit dunkler Ahnungen, die uns oft in den heiterſten Augenblicken geheimnißvoll anſprechen, gleichſam um uns zu warnen, damit der Schmerz uns nicht unvorbereitet überfalle. So iſt es auch uns geſchehen, mein guter Ilmenthal. Wir haben einen Verluſt erlitten, den wir, obwohl er, als dem Lauf der Natur angemeſſen, uns nicht in troſtloſen Jammer ſtürzen darf, dennoch nur langſam verſchmerzen werden.

Als ich vor wenig Tagen Morgens in das Zimmer meines Vaters gehen wollte, wo wir uns gewöhnlich zum Frühſtück zu verſammeln pflegten, ſtürzte mir aus demſelben Theodora bleich und zitternd entge-

gen. Edwin! Dein Vater! ſtammelte ſie abgebrochen, und ſank wie betäubt an meine Bruſt. Was iſt mit ihm? fragte ich ahnend. Ich fürchte, todt! entgegnete ſie faſt unhörbar. Auf's Tiefſte erſchüttert, zog ich ſie in's Zimmer zurück. Es war ſo, der beſte der Väter war nicht mehr. Sein Geiſt war, wie es ſchien, im ſanften Schlaf entwichen, denn keiner ſeiner Züge deutete auf ſchwer überſtandenen Kampf. Lange ſtanden wir in ſtummer, ſchmerzlicher Beſtürzung an dem Lager des Vollendeten, bis endlich Theodora Thränen fand, und auch mir die Natur dies wohlthätige Geſchenk nicht länger verſagte.

Doch laß mich nicht lange bei einem Ereigniß verweilen, deſſen ich ohne erneuerten Schmerz noch nicht gedenken kann. Wir haben geſtern die irdiſchen Ueberreſte des

Entſchlafenen der mütterlichen Erde zurückgegeben, und ich erſcheine mir um Vieles vereinzelter und ärmer, ſeitdem der Freund meiner Kindheit und Jugend mich auf immer verlaſſen hat, und das Weib meines Herzens frei, und dennoch mir auf ewig verloren iſt.

Theodorens Schmerz hat ſich zu einer milden Wehmuth geſtaltet, die ihrem Weſen etwas unausſprechlich Anziehendes giebt. Sie verſucht es zuweilen, mir Troſt zuzuſprechen, ohne zu ahnen, daß ein noch tieferes Weh meine Bruſt erfüllt, als die Trauer um den Verſtorbenen. Auch darf und ſoll ſie es nie erfahren, da es, wie ich ſie kenne, auf lange Zeit ihre Jugend trüben würde, wenn ſie entdeckte, daß ſie da zerſtörte, wo ſie nur erfreuen und beglücken wollte.

Ich mag in meiner jetzigen Stimmung nicht weiter fortfahren. Vielleicht bald ein Mehreres.

Theodora an Cäcilie.

Den 2. Februar 1816.

Als ich in der Erwartung des schönsten Festes meinen letzten Brief an Dich, meine Cäcilie, schloß, wähnte ich nicht, daß ich im Trauergewande das nächste Mal zum Schreibetisch schleichen würde, an den ich mich nur zu setzen hoffte, um Dir von dem feierlichen Tage zu erzählen, und ihn dadurch in der Erinnerung noch einmal zu durchleben. Auch war er schön und selig, und mit Allem geschmückt, was zu rühren und zu erfreuen vermochte, aber es ist nun plötzlich anders geworden, und ich vermag

jetzt nicht bei den Bildern der feſtlichen Freude zu verweilen. Daher nimm nun an meiner Trauer Theil, wie Du Dich ſonſt meines Vergnügens gefreut hätteſt.

Als ich wenig Tage nach dem erwähnten Feſt um die gewohnte Stunde in das Zimmer meines Gemahls trat, fand ich ihn zu meiner Verwunderung noch nicht aufgeſtanden, und eilte beſorgt an ſein Bett. Denke Dir, wenn Du es vermagſt, mein Entſetzen, als ich entdeckte, daß er das irdiſche Daſeyn verlaſſen hatte. Bebend an allen Gliedern, ſtürzte ich aus der Thür, Edwin in die Arme, der ſo eben eintreten wollte. Er vernahm die Trauerbotſchaft, und es währte lange, bis wir uns von dem Schrecken dieſes Augenblicks einigermaßen erholen und für das in ſolchen Fällen Erforderliche Sorge tragen konnten.

Seitdem sind wir nun zwar zu stillerem, ergebenerem Gram übergegangen, und oft erquickt uns der Gedanke an den sanften, friedlichen Tod des lieben Entschlafenen, der im Gefühl erfüllter Wünsche, ohne die Angst des [illegible], aus im unbewußten Schlummer verließ, aber dennoch fühlen wir eine bange Leere in unserm häuslichen Leben, die uns immer auf's Neue mit trüber Wehmuth erfüllt. Edwin, der mit männlicher Kraft, nach den Thränen, die er am Sterbelager vergeß, sich jedem Ausdruck des Schmerzes versagt, kann mir doch die tiefe Erschütterung seines Innern nicht verbergen. Eine finstre Schwermuth spricht sich in seinem ganzen Wesen aus, und er sitzt oft fast stundenlang mir wortlos gegenüber, mich mit gestütztem Haupt und unverwendeten Blicken anstarrend. Wenn ich

dann ein Wort des Troſtes auszuſprechen wage, ſcheint er aus ſchweren Träumen zu erwachen, drückt meine Hände an Herz und Lippen, und beginnt ein Geſpräch, von welchem er gewöhnlich bald wieder zu dem düſtern Schweigen und Anſchauen übergeht. Täuſche ich mich nicht, ſo hat der neue Schmerz den älteren wieder tiefer aufgewühlt. Es fehlt mir an Muth, ihn um den Zuſammenhang ſeines Unglücks zu befragen, den ich doch gern erfahren möchte, denn ich begreife nicht, wie ein Mädchen, das von Edwin geliebt ward, einen Andern wählen konnte. Von Edwin geliebt — welch ein Himmel voll Seligkeit liegt in dieſen Worten! Nur mit dem Leben hätte ich ſolch einem Glück entſagen können.

Früher, als ich noch vor wenig Wochen glaubte, meine Cäcilie, werde ich nun in

Deinen Armen seyn. Ich habe Edwin vorgeschlagen, Julien abzuholen, die mich in die liebe Heimath begleiten wird. Auch Edwin will dasselbe. Seine kindliche Anhänglichkeit scheint immer mehr zu wachsen. Er nennt mich nur seine geliebte, seine holdselige Mutter, und hat mir versprochen, mich nie zu verlassen.

Edwin an Ilmenthal.

A., den 2. März 1816.

In einer Nacht, welcher vielleicht mein letzter Morgen folgt, nehme ich noch einmal die Feder, um Dir, mein Ilmenthal, aus weiter Ferne den Abschiedsgruß zuzurufen, der zwar nicht so glühend und innig auf dies Blatt hinströmen kann, als er in meiner tausendfach bewegten Brust brennt, dessen

einfaches Wort aber Du verſtehen wirſt, wie Du Alles verſtandeſt, was aus meinem Herzen in das Deine floß. Vergebens ruft Dich in dieſer Stunde mein heißes Verlangen, und, ach! nur umſonſt wünſche ich Dich mir zum Begleiter auf dem ernſten Gange, den ich mit dem anbrechenden Tageslicht antreten werde, und dem meine Seele entgegenglüht, als dem Ziel hoffnungsloſer Schmerzen. Ohne Zweifel haſt Du ſchon errathen, daß von einem Zweikampf die Rede iſt, und ſo wiſſe denn auch, daß ein ſchöner Tod für Theodorens Ehre mein Wunſch und meine Hoffnung iſt. Für ſie trete ich in wenig Stunden in die Schranken, und Dir den Zuſammenhang dieſer Begebenheit zu berichten, ſoll mein letztes Geſchäft vor dem Todesgange ſeyn, denn ich wünſche, daß Du Alles unentſtellt von fremden Zuſätzen

und Urtheilen erfahren mögeſt. Bewahre es unter dem Siegel tiefer Verſchwiegenheit, und nie erfahre Theodora, daß ſie die ſchuldloſe Urſache meines Todes — oder, ich ſchaudere — meiner Verbannung aus dem Vaterlande ward.

Geſtern ward Anna Waller mit einem achtungswerthen Mann verbunden. Das Hochzeitfeſt war ſehr glänzend, und auch wir wurden zu demſelben ſo dringend eingeladen, daß wir es nicht füglich ablehnen konnten, dabei zu erſcheinen. Als jedoch nach aufgehobener Tafel der Ball begann, verließ Theodora die Geſellſchaft, weil ſie es nicht ſchicklich fand, in ihrer Wittwentrauer, wenn auch nur als Zuſchauerin, demſelben beizuwohnen. Ein junger Mann, der ſich ſehr angelegentlich um ſie zu beſchäftigen ſchien, führte ſie hinaus, und ein An-

derer bedauerte, ihnen nachsehend, in wenig flüchtigen Worten das Mißgeschick, daß eine so leichte, liebliche Tänzerin durch die strenge Sitte von der Theilnahme am Tanz ausgeschlossen sey. Um so verdrüßlicher, entgegnete der durch seine böse Zunge berühmte Graf Sahlheim, da ihr doch, trotz ihrer ernsten Miene, gewiß vor Freuden das Herz hüpft, daß der Himmel sie so bald von ihrem nothwendigen Uebel erlöst'te.

Wie meinen Sie das? fragte der Erste, und ich ward aufmerksam.

Nun, es ist ja weltbekannt, erläuterte der Graf, daß sie sehr wichtige Ursachen zu haben glaubte, sich in höchster Eil den Frauennamen anzueignen, und schon der gesunde Menschenverstand lehrt es, daß ein junges, reiches Mädchen, das gar nicht häßlich ist, sich keinen verarmten, märri-

ſchen Greis zum Gemahl wählen, ja, wie man ſagt, daß Frau von Roſenberg gethan hat, ſich ſogar ſelbſt ihm antragen wird, ohne gewiſſe geheime Gründe dazu zu haben, die wir nicht näher unterſuchen wollen, aber doch leicht errathen können.

Die Sprechenden waren unter dieſen Worten mit einander in ein Nebenzimmer getreten, wohin ich ihnen, glühend von verhaltnem Zorn, folgte.

Wahrſcheinlich, Herr Graf, ſagte ich, ſobald ich mich mit Beiden allein ſah, wußten Sie nicht, daß die Frau, die Sie in meiner Gegenwart ſo hämiſch verleumdeten, meine Stiefmutter iſt, und ich Sie daher erſuchen muß, das Geſagte zu widerrufen.

Wenn ich Ihre Nähe bemerkt hätte, erwiederte der Graf, dem vielleicht der gute Rheinwein, mehr als er ſollte, zu Kopfe ge-

ſtiegen war, ſo würde ich Ihre zarten Ohren wahrſcheinlich nicht damit beleidigt haben, aber da es nun einmal das Schickſal ſo gefügt hat, ſo mögen Sie auch erfahren, daß Graf Sahlheim keine ausgeſprochene Wahrheit widerruft.

Widerrufen Sie, Graf, wenn ich Sie nicht vor aller Welt einen nichtswürdigen Verleumder nennen ſoll, ſagte ich, bebend vor Zorn.

Das will und werde ich nicht, denn es ſteht mir frei, Ihre würdige Stiefmutter zu beurtheilen, wie es mir beliebt, trotz ihrem irrenden Ritter, der beſſer thäte, im Saal einen Länder zu tanzen, als hier eine Lanze brechen zu wollen, entgegnete der Graf mit einem Uebermuth, der ſichtlich aus der Weinflaſche geſchöpft war.

Es war nun gänzlich aus mit meiner

Faſſung, ich nannte ihn einen verleumderiſchen Schurken, und es erfolgte das in ſolchen Fällen Gewöhnliche. Zu unſern Waffen mußten wir, meines gelähmten Arms wegen, Piſtolen erwählen.

Des Grafen Begleiter hatte mehreremale begütigend zwiſchen uns zu treten verſucht, aber vor der Hitze des Streits nicht zu Wort kommen können. Seinem verſtändigen Zuſpruch gelang es endlich, unſern flammenden Zorn ſo weit zu mäßigen, daß wir eins wurden, das Vorgefallene vor der Geſellſchaft geheim zu halten, und einen Ort beſtimmten, wo wir uns am folgenden Morgen zu der blutigen Entſcheidung treffen wollten. So blieb das Feſt ungeſtört, welches ich jedoch, ſobald es der Anſtand erlaubte, verließ.

Als ich hinaustrat in die milde, ſtern-

klare Nacht, kühlte ſich wunderbar der glühende Unmuth in meiner Bruſt, und der Tod für Theodoras Ehre erſchien mir im ſchönen freundlichen Bilde. Nur durch den Tod, ich fühlte es mit tiefer innerer Ueberzeugung, konnte die ewig unbefriedigte Sehnſucht in mir geſtillt und die verzehrende Glut ausgelöſcht werden, die meine beſten Lebenskräfte über kurz oder lang mit unvermeidlichem Untergang bedrohete. Ich hatte Theodoren gelobt, ſie niemals zu verlaſſen, ſie bedurfte meiner zur treuen Verwaltung ihres Beſitzthums, da ſie zu weiblich und zart iſt, um Geſchäften vorſtehen zu können, die nur für den härteren Mann paſſen. Was ſollte aber endlich aus mir werden, wenn ich für immer in ihren Kreis gebannt, der tägliche, ſtündliche Zeuge ihres lieblichen Waltens, der ſtille Beobachter ihrer ganzen bezau-

bernden Liebenswürdigkeit geblieben wäre, ohne sie je mein nennen zu dürfen? Nur eine gewaltsame äußere Nothwendigkeit konnte mich von ihr trennen, und welche könnte mir wohl erwünschter seyn, als der Tod? Doch indem ich langsam durch die stillen Gassen fortschritt, drang sich mir die Frage auf, wie mir wohl seyn würde, wenn der Tod meines Gegners mich zur Flucht zwingen sollte, und ich fern von Theodora im fremden Lande umherirren müßte? Ein Schauer durchschüttelte meine Glieder, als der gräßliche Gedanke mich durchflog; ich blieb stehen in der einsamen Nacht, meine Blicke erhoben sich zu den Sternen, und indem meine Hände sich fast unwillkührlich falteten, sprach ich leise einige betende Worte aus, in denen ich von der höchsten Macht und Güte mir den ersehnten Tod zu

erflehen ſtrebte. Mir ward leichter und friedlicher nach dieſer Erhebung meines Innern — es war mir, als wehte aus den Räumen des Lichts mir Erhörung herab. Ich hatte Beſinnung genug, um zu ermeſſen, daß Theodora die Urſache des bevorſtehenden Zweikampfs nicht erfahren dürfe, und ich beſchloß, mir auf dem Kampfplatz von den beiden Wiſſenden mit ihrem Ehrenwort Verſchwiegenheit geloben zu laſſen.

So war ich an unſre Wohnung gekommen, wo Theodora ahnungslos dem Morgen entgegenſchlummerte, der ſie ſo erſchütternd erwecken ſollte. Mir fiel es ein, daß ich ſie nicht mehr ſehen könne, bevor ich mich ſtellte. Sie nicht mehr ſehen — nein, es war mir unmöglich, daß ich von ihr und vom Leben ſcheiden konnte, ohne ſie vorher zu ſehen. Gleichwohl ſollte ſie doch nicht

wiſſen, wohin ich ging. Dieſe Qual banger Erwartung konnte ich ihr erſparen, wenn auch ſonſt nichts von dem, was der kommende Tag bringen mußte. Eine unnennbare Angſt ergriff mich — ich mußte ſie noch ſehen, um jeden Preis. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, zog ich heftig an der Klingel unſerer Hausthür. Theodoras Mädchen öffnete. Der Blitz eines ſchnellen Gedankens flog durch meine Seele. Ich faßte des Mädchens Hand. Kannſt Du ſchweigen? fragte ich mit einer Heftigkeit, die ſie nicht wenig erſchrecken mochte, denn ſie erbebte und flüſterte furchtſam: Wenn ich muß. Ja, Du mußt, entgegnete ich; ſchwöre mir Verſchwiegenheit und Gehorſam, und nimm dies zum Lohn. Ich drang ihr ein Paar Dukaten, die ich gerade bei mir hatte, und den Ring auf, den ich am

Finger trug. Sie zitterte ſtärker und ſchwor. Nun gebot ich ihr, mich in Theodoras Zimmer zu führen, und ſtand mit ihr, noch immer ihre Hand feſthaltend, nach wenig Augenblicken vor Theodoras Lager. Ach, ſie ſchlief ruhig, die geliebteſte der Mütter; ein liebliches Bild der Reinheit und Seelenſtille, lag ſie da, die holden, geiſtreichen Augen ſanft geſchloſſen. Was hätte ich nicht gegeben, wenn dieſe lieben Sterne mich noch einmal freundlich angeſtrahlt hätten! Ich konnte mich nicht losreißen von dem Platz, wo ich ſtand, leiſe kniete ich nieder, und verhüllte das Geſicht in ihre Decke, um die heißen Tropfen zu verbergen, die meinen Augen entſtürzten. Eine leichte Bewegung der Schlafenden ſchreckte mich auf, und ich erhob mich, um das Zimmer zu verlaſſen. Noch einen Blick in das

holde Antlitz — Gott schütze und beglücke Dich in alle Ewigkeit! stammelte ich leise, und ging mit dem Mädchen hinaus.

Ich habe Theodora in wenig Zeilen geschrieben, was sie wissen darf; ich habe ihr vielleicht die letzten Worte gesagt, die sie von mir empfängt. Möchte sie in denselben doch alle Verehrung, alle Liebe ausgesprochen finden, die ich als Sohn für sie empfinden durfte!

Der Tag bricht an. Ich möchte Dir noch unendlich viel sagen, aber Du weißt es ja, daß es Augenblicke giebt, wo Gedanken und Worte in den Wogen unaussprechlicher Gefühle untergehen. Daher nur das Eine noch: Sey Theodorens Freund und Beschützer, nimm Dich ihrer an, wo sie es bedarf. Das Liebste, Theuerste übergebe ich Deiner treuen Sorge. Dies ist mein

Vermächtniß, und ich weiß, Du wirſt es ehren und heilig halten.

Ich will durch keinen langen Abſchied Dein Herz und das meine zerreißen, aber ich möchte die ganze Fülle meiner Seele in das letzte Wort legen; es iſt kurz, doch Du wirſt es verſtehn. Lebe wohl! Bis in den Tod Dein Edwin.

Edwin war schon auf dem Wege zum Kampfplatz, als Theodora aufstand und in ahnungsloser Ruhe ihre Arbeit vornahm. Indem sie zu nähen anfangen wollte, vermißte sie jedoch ihren Zwirn, den sie Tags zuvor ihrem Mädchen gegeben hatte. Rosine war ausgegangen, und so geschah es, daß Theodora selbst in deren Zimmer ging, um das Vermißte zu holen. Sie öffnete des Mädchens Nähkästchen, fand nicht sogleich, was sie wünschte, und fuhr mit Suchen fort, bis sie auf dem Boden des Kästchens, ihren Augen nicht trauend, Edwins wohlbekannten Ring und einige Goldstücke erblickte. Rosine hatte sich noch nie eine Un-

treue zu Schulden kommen laſſen, und doch ſchien ſich hier eine Entwendung zu offenbaren, oder — Theoderas Blut erſtarrte vor dem gräßlichen Gedanken — ein ſtrafbares Verhältniß mit Edwin! — Wie vernichtet von dieſem ſchrecklichen Verdacht, ſank ſie, an allen Gliedern bebend, auf einen Stuhl. Ein namenloſes, ungeheures Entſetzen faßte ſie ſo gewaltſam, daß ſie lange ihrer Beſinnung nicht mächtig werden konnte. Endlich vernahm ſie Roſinens Fußtritt auf der Treppe, und empfand die Nothwendigkeit, ſich zu faſſen. Roſine erſchrak ſichtlich vor Theodorens Gegenwart, als ſie hereintrat, und verſtummte gänzlich, als dieſe ſie ſehr ernſt befragte, wie ſie zu dem Ring und dem Gelde gekommen ſey? Noch zweimal mußte ſie die Frage wiederholen, bis Roſine die Antwort hervorſtammelte, der Herr

Lieutenant habe ihr Beides geschenkt. Du sagst die Unwahrheit, entgegnete schaudernd Theodora, diesen Ring hat sein Vater getragen, er war ihm zu werth, als daß er ihn leichtsinnig verschenken konnte. Rosinens Verlegenheit stieg bei diesen Worten, doch wiederholte sie noch einmal, daß sie Alles geschenkt erhalten habe.

Ich rathe Dir, entgegnete Theodora, die um jeden Preis die Sache zu ergründen beschlossen hatte, mir auf der Stelle die reine, unentstellte Wahrheit zu sagen, oder ich lasse Dich an einen Ort bringen, wo man Mittel finden wird, Dir dieselbe abzufragen. Sie wandte sich nach diesen Worten schnell nach der Thüre; da stürzte das gefangene Mädchen weinend zu ihren Füßen und bekannte ihr Alles, was ihr in der verflossnen Nacht mit Edwin begegnet war.

Theoderen ward es während dieſer Erzählung klar, daß etwas Ungewöhnliches, wahrſcheinlich etwas Schreckliches im Werk ſey. Von banger Ahnung fortgeriſſen, flog ſie in Edwins Zimmer. Angſtvoll ſchaute ſie umher. Edwins Piſtolen fehlten, der Brief an Ilmenthal lag verſiegelt auf dem offnen Schreibetiſch, ihre Angſt kannte keine Rückſicht mehr, ſie riß mit bebender Hand das Siegel ab und verſchlang ſeinen Inhalt.

Entzücken und Schmerz zerrütteten faſt bis zum Wahnſinn ihr Innerſtes. Sie las es, ſie empfand es, ſie war geliebt, und der Geliebte ging für ſie dem Tode oder der Verbannung entgegen — er lag vielleicht ſchon blutend am Boden in dem Augenblick, wo das Geheimniß ſeiner Liebe ſich ihr enthüllte! Ihre Sinne verwirrten ſich, und den Brief feſt auf das ſchlagende Herz drückend,

lehnte sie regungslos an dem Schreibetisch. Da vernahm sie endlich, wie aus weiter Ferne, das Vorfahren eines Wagens, nebst vielem Laufen und lauten Reden auf der Gasse. Sie wankte an's Fenster, sah in einem offnen Wagen Edwin, mit verbundnem Haupt und geschloßnen Augen, und mit dem lauten Schrei: Er ist todt! stürzte sie besinnungslos zu Boden.

Inzwischen hatte man Edwin, ohnmächtig vom Blutverlust, auf sein Lager getragen, wo die Bemühungen des Wundarztes ihn bald zum Bewußtseyn zurückriefen, während man Theodoren auf das Sopha gehoben hatte, und sich lange vergebens beschäftigte, sie in's Leben zu rufen. Edwin, der nur eine starke Streifwunde empfangen hatte, war bald im Stande, seine Umgebungen wieder zu beachten, und sein

Brief an Ilmenthal, den er offen auf dem Fußboden erblickte, verkündete ihm, daß der Zufall hier eine unerwünſchte Entdekkung herbeigeführt habe. Er war tief erſchüttert, und ſeine Augen hingen an Theodora, die noch immer bleich im Sopha lehnte. Endlich gab ſie in einem tiefen Seufzer das erſte Lebenszeichen, und er vermochte nicht länger ſich zu faſſen. O meine einziggeliebte Mutter, erwache! rief er außer ſich, und der wohlbekannte geliebte Ton traf ihr erſtarrtes Herz. Sie öffnete die Augen; Edwin, ſtammelte ſie, und lag in demſelben Augenblick vor ſeinem Bett auf den Knien, iſt es wahr, daß Du lebſt und mich liebſt? Beide hielten einander umſchlungen und redeten in leiſen, abgebrochnen Worten von ihrer Liebe und ihren Schmerzen. Der verſtändige und wohlmei-

neude Wundarzt eilte, die anwesende Dienerschaft fortzusenden, und trat selbst, sonderbar überrascht, in ein Nebenzimmer, bis ihn Theodora wieder herbeirief, um Edwin, den eine neue Ohnmacht anwandelte, gehörig zu verbinden und beizustehn.

Nun folgten stillere Stunden und Tage, wo Theodora Edwins sorgsame Krankenwärterin war, und Beide einander ungestört Alles mittheilten, was sie von jeher für einander empfunden hatten. Mit einer eignen wehmüthigen Freude erinnerten sie sich jeder Kleinigkeit, die durch Liebe und Schmerz ihnen wichtig geworden war, und lebten in der Gegenwart wie in einem seligen Traum, indem sie jeden Blick in die Zukunft und jeden Gedanken an dieselbe sorgsam vermieden, als den Augenblick des schrecklichen Erwachens.

Doch in Edwins Innerm blieb es nicht lange so still und friedlich. Er gedachte der unübersteiglichen Scheidewand, die ihn auf immer von der innigsten Verbindung mit der Geliebten ausschloß, und der Rausch seines Entzückens verwandelte sich in finstern Trübsinn, während Theodora noch nichts empfand, als die Seligkeit, sich geliebt zu wissen.

Das reine weibliche Gemüth kennt keinen höheren Wunsch, als geliebt zu werden; der ungetheilte Besitz des geliebten Herzens erfüllt seine innigste Sehnsucht. Theodora begriff Edwins Schmerz nicht, aber sie trauerte, weil sie ihn leiden sah. So standen die Sachen, als Julie von einer kleinen Reise zurückkehrte.

Sie war Beiden eine milde, trostbringende Erscheinung, aber unter der achtungs-

vollen Herzlichkeit, mit welcher sie empfangen ward, und der Freundlichkeit, mit der man sich ihr überall entgegenzukommen bestrebte, entdeckte dennoch ihr Scharfblick die leidenschaftliche Spannung der Gemüther. Edwins Wunde und Befinden verschlimmerte sich, anstatt sich zu bessern, und der Wundarzt, gegen den sie einst Sorge und Befremdung darüber äußerte, ließ ein Wort von dem Nachtheil heftiger Gemüthsbewegungen fallen, durch welche die Genesung natürlich verzögert werde. Sie ward aufmerksam, und immer deutlicher enthüllte sich ihr das Geheimniß, bis es ihr endlich auch gelang, Edwin und Theodoren das Geständniß ihrer unglücklichen Neigung zu entreißen. Sie vernahm es unter Thränen, mit einer tiefen, wunderbaren Rührung, doch suchte sie sich so

bald als möglich zu ſammeln, um begütigend zu den wunden Herzen zu ſprechen. Es ſcheint, ſagte ſie unter mehrerem Andern, oft der Wille einer höheren Macht zu ſeyn, daß wir unſerm höchſten irdiſchen Glück nur flüchtig begegnen ſollen, um ſchnell und auf ewig wieder davon zu ſcheiden. Aber ein ſolches Scheiden ſoll unſer Gemüth nur höher erheben, und unſern Sinn früher himmelwärts ziehn in die einzig wahre Heimath aller Sehnſucht und Liebe.

Edwin, neben deſſen Lager Julie ſaß, drückte bewegt ihre Hand an ſeine Lippen, während Theodora wehmüthig die Stirn auf ihre Schulter lehnte. Auch ich, fuhr Julie fort, mußte früh entſagen, und ein verborgnes Vergehn durch ein ganz freudenloſes Leben verſöhnen. Sie ſah trübe vor ſich hin,

die Spuren eines heftigen innern Kampfs sprachen sich in ihren sanften Zügen aus. Ich will, begann sie endlich von Neuem mit gesammelter Kraft, Euch Beiden die kurze Geschichte meiner unglücklichen Jugend mittheilen, wenn Ihr gefaßt genug seyd, um das Erschütterndste und Seltsamste mit der Fassung zu ertragen, die Edwins Zustand erfordert, wenn seine Gesundheit auf keine nachtheilige Weise davon angegriffen werden soll. Bereitet Euch vor bis morgen Abend, setzte sie hinzu, und eilte mit dem Wunsch einer guten Nacht aus dem Zimmer.

Der folgende Tag verfloß Edwin und Theodora in gespannter Erwartung. Julie war still, aber sichtbar innerlich bewegt, und ließ sich wenig sehen. Erst in der späten Dämmerung erschien sie nach langer Entfernung wieder in Edwins Zimmer und nahm ihren gewohnten Platz ein.

Ich glaube, sprach sie nach einem kurzen Schweigen, Euch Beide hinreichend vorbereitet zu haben, um ohne weitre Einleitung meine Erzählung beginnen zu können. Auch wißt Ihr bereits, fuhr sie fort, daß ich, früh verwaiset, unter dem Schutz meines Bruders lebte, der, schon seit mehreren Jahren verheirathet, einen schönen

Landsitz bewohnte, den er nebst einigen dazu gehörigen Dörfern in Pacht hatte. Unser Wohnort war nahe bei St. sehr anmuthig gelegen, und wir konnten, so oft wir wollten, an dem städtischen Vergnügen Theil nehmen, oder bei uns Gesellschaft sehen, da wir dort viele Freunde und Bekannte hatten, die das Haus meines Bruders gern besuchten.

Einer derselben, ein Rechtsgelehrter, führte einst einen schönen jungen Mann bei uns ein, der aus einer fernen Gegend nach St. gekommen war, und sich, einer verwickelten Erbschaftsangelegenheit wegen, dort längere Zeit aufhalten mußte. Ich erstaunte, als die unbekannte schöne Erscheinung eintrat, und vermochte kaum Worte zu finden, da nach wenig Minuten der Fremde mich anredete. Meine Verwir-

rung ſchien ihn jedoch nicht zurückzuſtoßen, er näherte ſich mir mehr und mehr, er ſaß über Tiſch an meiner Seite, und wußte die Unterhaltung ſo geſchickt fortzuſpinnen, daß ich bald die Sprache wiederfand und mit meiner gewohnten Unbefangenheit plauderte und ſcherzte.

Aloys, ſo hieß der ſchöne Fremde, beſuchte uns öfter, und bald fand ich ihn an allen Orten, wo ich erſchien. Unſere Geſpräche wurden anziehender, und in tauſend ſtummen Zeichen offenbarten wir einander die Neigung, die uns durchglühete. Aloys folgte, wie von einem unwiderſtehlichen Zauber gefeſſelt, überall meinen Schritten, und obwohl er nie ein Wort der Liebe ausſprach, ſo brannte doch die heißeſte Leidenſchaft in jedem Blick, den er auf mich heftete, in jedem Händedruck, der ihm, wie es

ſchien, unwillkührlich entſchlüpfte. Wer war glücklicher als ich! Wie eine Selige wandelte ich durch das Reich ſchöner Träume, mit liebender Ungeduld nur das Wort erharrend, das mich, wie ich wähnte, auf ewig zu ſeinem Eigenthum weihen ſollte. Doch Monate vergingen, und ich harrte vergebens. Nach wie vor war Aloys mein Schatten, aber oft verfinſterte ein trüber Mißmuth ſein ſchönes Antlitz, und er ſchien ſichtlich etwas in ſich zu verſchließen, was ſeinen Frieden ſtörte.

So war ein Frühling und ein Sommer verfloſſen. Im Anfang des Herbſtes unternahm mein Bruder mit meiner Schwägerin eine Reiſe, von der ich mich gern ausſchloß, um einer kranken Freundin und Aloys nahe zu bleiben. Den letzteren ſah ich jedoch nur ſelten, und meine Freude

war daher um ſo gröſſer, da ich ihm eines Abends, wo ich von meiner kranken Freundin zurückkehrte, unerwartet begegnete. Er bot ſich mir zum Begleiter an. Mein Arm lag in dem ſeinigen, unſere Hände waren in einander geſunken, und im innigen, bedeutungsvollen Geſpräch verloren, ſchritten wir langſam durch die ſchöne milde Mondnacht dahin. So waren wir zu Hauſe und in's Zimmer gekommen. Wir ſtanden einſam, mit verſchlungenen Händen, in dem ſtillen, dämmernden Gemach. Da brach die gewaltſam bekämpfte Gluth aus Aloys lange verſchloſſner Bruſt. Julie, liebſt Du mich? fragte er mit bebender Stimme, und zog mich an ſich. Mehr als die Welt, mehr als mein Leben, entgegnete ich, indem ich überſelig in ſeine Arme ſank.

Hier unterbrach ſich Julie; ſie ſchien

keine Worte mehr finden zu können, und kaum hörbar setzte sie endlich hinzu: In dem sinne = verwirrenden Taumel dieser Stunde ging die Reinheit meines Herzens unter, und der Friede der Unschuld schied auf ewig aus meinem Leben.

Julie schwieg abermals, und fuhr dann gesammelter fort: Das Entsetzliche war geschehen, aber das Gräßlichste sollte noch folgen. Sich verwünschend, stürzte Aloys zu meinen Füßen, mir bekennend, daß er schon Gatte und Vater sey, und die Bande, die ihn fesselten, nicht gelöset werden könnten, da er und seine Gattin sich zur katholischen Kirche bekannten.

Es ist nicht möglich, mit irgend einem Wort den Schmerz auszudrücken, der mein Innerstes zerriß, und doch fühlte ich die Nothwendigkeit, um Aloys willen meine

ganze Kraft zu ſammeln. Dieſer war auſſer ſich, und wollte in wilder Verzweiflung mir ſein Leben zum Verſöhnungsopfer bringen. Mit Bitten und Thränen beſchwor ich endlich den Sturm ſeines empörten Gemüths. Ich verzieh ihm Alles, und ich empfing ſein Gelübde, daß er ſo ſchnell als möglich abreiſen und ſeinen frühern Verhältniſſen ſich zurückgeben wolle. Wir ſchieden. Noch einmal, ach! zum letzten Mal drückte mich Aloys an ſein Herz. Ich will leben, meine Julie, ſprach er, weil Du es befiehlſt, aber Dein holdes, geliebtes Bild wird, wie ein rächender Engel, mir folgen, wohin ich mich auch wenden mag.

Nach einigen Tagen, die ich, mit der Verzweiflung kämpfend, einſam in meinem Gemache verlebte, vernahm ich Aloys

Abreiſe. Er war alſo fort — mir nun auf ewig entriſſen! Dieſer Schmerz überwältigte mich. Meine Sinne verwirrten ſich in der Gluth eines heftigen Fiebers, und erſt nach mehreren Wochen empfand ich wieder mein verarmtes Daſeyn auf dem Krankenlager, an welchem meine Schwägerin mit zarter Sorge wachte und waltete. Meine Jugend — ich war kaum ſechszehn Jahr — ſiegte endlich über das Uebel. Ich genas, doch nur auf kurze Zeit, um mich von immerwährenden Unpäßlichkeiten gequält zu fühlen. Durch eine ältere Freundin ward mir bald der Aufſchluß, daß ich Mutter werden würde.

Mein Entſetzen, die Angſt meiner Seele, kannte keine Grenzen mehr. Schon ſtand ich an dem Ufer des Stroms, ſchon ſah ich ſehnſüchtig in die blauen Fluthen

hinab, als in die Heimath meiner Ruhe. Doch noch im rechten Augenblick erleuchtete ein höheres Licht meinen verfinsterten Sinn. Ich erschauderte vor der Gräßlichkeit meines sündhaften Beginnens, das nicht allein auf mich, ach! auch auf Aloys, den noch immer unendlich Geliebten, eine neue Schuld gehäuft hätte. Bebend sank ich am Strande nieder, und unter innigem Gebet und heißen Thränen faßte ich den Entschluß, alles Mögliche für meine und eines zweiten Wesens Erhaltung zu thun.

Mehr als Alles erschreckte mich jedoch die Möglichkeit, daß mein Bruder erfahren könne, was ich so sorgsam zu verbergen strebte, denn ich kannte ihn genugsam, um zu wissen, daß er die beleidigte Ehre seines Hauses an Aloys blutig rächen würde. Wie sollte ich ihm mein Schicksal verheh-

len — wohin ſollte ich fliehen? Tag und Nacht marterten mich dieſe Gedanken.

Aber während ich in ſtummer Angſt verging, hatte ſchon ein mildes, verſtändiges Gemüth für mich gedacht und geſorgt. Eben die Freundin, die mir zuerſt das Schrecklichſte verkündigte, hatte einen Rettungsplan erſonnen, für den ſie ſchon, früher als ſie mir denſelben mittheilte, zu wirken begann.

Adelgunde, ſo will ich meine edelmüthige Freundin nennen, war ſeit mehreren Jahren verheirathet, und ihre Ehe, zum tiefſten Schmerz ihres Gemahls, kinderlos geblieben. Keine Täuſchung ahnend, vernahm er jetzt von ihr mit Entzücken die Nachricht, daß ſie Mutter zu werden hoffe. Mehr als wir ahnen konnten, war nun für unſern Plan gewonnen. Adelgundens Ge-

mahl vergötterte ſein holdes Weib, ſuchte jeden ihrer Wünſche in ihren Augen zu leſen, und wenn ſie nur das leiſeſte Wort ausſprach, ſo geſchah Alles, was ſie wollte.

Während dem verbarg ich mich, als krank, vor den Augen der Welt, und ließ mir vom Arzt, den wir in unſer Geheimniß gezogen hatten, ein weit entferntes Bad verordnen. Adelgunde ſtellte ihrem Gemahl vor, daß ich ohne ſchickliche Begleitung dieſe Reiſe nicht unternehmen könne, ſie äußerte den Wunſch, mich zu begleiten, und ſie hatte ſeine Einwilligung, ohne darum bitten zu dürfen. Wir waren nach wenig Wochen an dem Ort unſerer Beſtimmung, und fern genug von der Heimath, um unerkannt bleiben zu können.

Im Bade tauſchten wir unſre Namen, Adelgunde hieß Fräulein, ich Frau, und

wußten uns in so gehöriger Entfernung zu halten, daß wir aller Aufmerksamkeit glücklich entschlüpften. Hier ward ich Mutter, und Adelgunde erfreute nun ihren Gemahl mit der Nachricht, daß ein Fall ihr zwar eine zu frühe Niederkunft zugezogen habe, sie aber sich wohl befinde, und bald mit einem gesunden Knaben in seine Arme zu eilen hoffe.

So geschah es denn auch. Adelgunde ward die Mutter meines Kindes, ihr Gemahl glaubte sich dessen Vater. Beide waren glücklich, und ich büßte mit heimlichen Thränen die Schuld meiner Jugend. Ich entsagte für immer jeder Verbindung, jeder Freude, zu der mich die Blüthenjahre des Lebens berechtigten, und hob nach einigen Jahren auch den Briefwechsel mit Aloys auf. Den Schmerz über

mein unglückliches Schickſal glaubte ich ihm erſparen zu müſſen. Er hat es nie erfahren, daß ich Mutter ward, und fand einen Troſt in der Ueberzeugung, daß ſein Vergehen ohne Folgen geblieben ſey.

So verfloſſen Jahre. Mein Kind war geſund und blühend heran gewachſen, und an Geiſt und Gemüth ſchön ausgebildet durch die treue Sorge ſeiner Pflegeältern, als Adelgunde unſer Geheimniß mit in's Grab nahm.

Auch nach ihrem Tode blieb mein Sohn der Liebling ſeines vermeinten Vaters. Das Glück ſchien ihm hold zu ſeyn, denn er behauptete ſich mit Ruhm unter den Stürmen unſerer Zeit, und ſelbſt als ihn ſpäter ein trübes Geſchick bedrohete, geſtalteten ſich ſeine äußern Verhältniſſe freundli-

cher, als er hoffen konnte. Doch jetzt hat ihm ein Unheil ergriffen, das nur die Mutterliebe von ihm wenden kann, indem sie das höchste Opfer darbringt, und den unbescholtnen Namen dahin giebt, um das Glück seines Lebens zu gründen.

Julie war unter diesen Worten aufgestanden. Edwin, sagte sie mit mühsam gehaltner, bebender Stimme, Adelgunde war Niemand anders, als das edle Weib meines Bruders — ich bin Deine Mutter, und Theodora ist Dein!

Edwins Innerstes erzitterte im Sturm des gewaltigen Entzückens. Schon gegen das Ende von Juliens Erzählung regte sich in ihm eine seltsam dunkle Ahnung, bis das Wort des Heils, wie ein Engelsruf, von ihren Lippen bebte. Es klang wieder in allen Tiefen seiner Seele, und er drängte

ſeine ganze unausſprechliche Seligkeit in dem jubelnden Ausruf: Mutter! zuſammen, mit dem er Julien an ſeine Bruſt riß.

Theodora lehnte blaß und bebend an ihrem Stuhl. Ihr war Alles unerwartet, wie ein himmliſches Wunder, erſchienen, das ſie noch nicht zu faſſen vermochte. Mit ſanfter Gewalt zog Julie die Süßberäubte empor und zu Edwin. Sie hörte ſich von ihm als ſeine Braut begrüßen, und fand an ſeinem Herzen das Bewußtſeyn wieder, das ihr in ſeliger Verwirrung zu entſchwinden drohete.

Von der unerwarteten Erſchütterung ſeines Innern hatte zwar Edwins Befinden ſich Anfangs verſchlimmert, aber mit dem feſt begründeten Frieden ſeines Gemüths kehrte bald darauf ſeine Geſundheit, ſchnel-

ler als man gehofft hatte, zurück. In wenig Tagen konnte er das Zimmer verlassen, und fühlte sich stark genug, die Anstalten zur Abreise nach Schlesien zu betreiben, wo er, nach Juliens Verheißung, den unbekannten Vater finden und Theodoras Gemahl werden sollte.

An einem schönen Frühlingstage trafen Alle auf Theodorens blühendem Landsitz ein, und in stiller Heiterkeit flossen dort einige Monate dahin, wo Julie beschäftigt war, die neuen Verhältnisse zu ordnen. Edwin und Theodora lebten während dem nur ihrer Liebe, und empfanden des irdischen Lebens höchsten Werth und süßeste Bedeutung. Jeder Morgen strahlte neues Entzücken in ihre Brust, und jeder Blick des geliebten Auges fand im Andern den himmlischen Wiederschein.

So war Edwins Geburtstag gekommen, und er war eben erſt aufgeſtanden, als Julie ihm die Ankunft zweier Fremden melden ließ. Er eilte daher, hinunter zu kommen. Als er die Thür des Beſuchzimmers öffnete, trat ihm Julie an der Hand eines ſchönen Mannes entgegen, der ungefähr in der Mitte der Funfzige zu ſtehen ſchien, während ein anderer Fremder, noch im Mantel verhüllt, abgewandt zur Seite ſtand.

Edwin, nahm Julie das Wort, ich habe dieſen Tag gewählt, um Dir Deinen Vater zuzuführen, und Dir zum Erſtenmal ſeinen Namen zu nennen. Es iſt der Oberſt von Ilmenthal.

Und hier iſt Dein Bruder! rief der zweite Fremde, ſich mit freudigem Ungeſtüm in Edwins Arme ſtürzend, der in ihm ſeinen Freund Ilmenthal erkannte. Lange

hielten Beide einander umschlungen, bis Edwin sich dem Bruder entwand, um den Vater zu begrüßen.

Ich habe, nahm nach der ersten Umarmung der Oberst das Wort, erst vor Kurzem erfahren, daß ich noch einen Sohn besitze, aber ich konnte die Zeit nur mit Mühe erwarten, wo es mir vergönnt seyn würde, ihn an mein Herz zu drücken. Dies sollte jedoch nicht früher geschehen, als bis ich den Sohn meiner Julie auch vor der Welt anerkennen konnte, was heute geschieht. Er reichte nach diesen Worten Edwin eine Schrift, in welcher dieser in allen Formen Rechtens als des Obersten Sohn anerkannt ward und mit seinem Bruder gleiche Erbrechte erhielt. Der letzten Verfügung widersetzte sich Edwin jedoch mit so entschiedenem Ernst, daß Vater und Bruder ihm nachge-

ben mußten. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, dem Bruder etwas von dem zu entziehen, was dieser von jeher als sein einstiges Eigenthum zu betrachten gewohnt war, und er fand Freude in dem Bewußtseyn, alle Güter des äußern Lebens aus der Hand der Geliebten zu empfangen, weil er die Kraft und den Willen fühlte, ihr durch Liebe und Treue zu vergelten. Er wußte, daß er auch unbegütert ihrer würdig war, und daß nur das Herz dem Herzen lohnt.

Edwin erfuhr jetzt, daß seine Eltern sich noch heute verbinden wollten. Der Oberst hatte nach dem Tode seiner Gattin sogleich beschlossen, Julien seine Hand zu geben, und ihr, sobald er den Ort ihres Aufenthalts erfuhr, ungesäumt in dieser Angelegenheit geschrieben. Julie, die noch immer eine stille

Neigung für den Jugendfreund empfand, scheute dennoch den auffallenden Schritt einer so späten Heirath. Sie zögerte, zu antworten, und hatte sich schon vorgenommen, die Hand des Obersten auszuschlagen, als die Entdeckung, daß Edwin und Theodora einander liebten, ihren Entschluß änderte. Dem Glück so theurer Wesen mußte auch die gegründetste Bedenklichkeit weichen. Julie schrieb einwilligend zurück, indem sie zugleich das Geheimniß offenbarte, was mit ihr hatte sterben sollen.

Unter gegenseitigen Mittheilungen waren bereits einige Stunden verflossen, als Julie, welche die Gesellschaft auf einige Augenblicke verließ, mit Theodora, die zum erstenmal die Trauer abgelegt und sich festlich geschmückt hatte, zurückkehrte. Sie führte sie Edwin entgegen. Theodora, sagte

ſie, hat meinen Bitten nachgegeben, und ſich entſchloſſen, heute ganz Dein zu werden. In ſüßer Ueberraſchung ſchloß dieſer die holde Braut in ſeine Arme, während die Glocken vom Thurm ernſt und bedeutend herüberriefen. Der Oberſt nahm Juliens Hand, winkte den Andern, ihm zu folgen, und ſtand nach wenig Augenblicken mit der Geliebten ſeiner Jugend vor dem Altar, wo der lange getrennte Herzensbund die feierliche Weihe empfing. Nach ihnen ſprachen Edwin und Theodora das Gelübde der Treue aus, und der Tag entſchwand Allen in tiefempfundner ſtiller Seligkeit.

Beyer

Penig, gedruckt bei J. G. Siegbart.

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
3	6	statt Kechelfall lies Kochelfall.
6	12	statt Stensdorf lies Stohnsdorf.
8	7	statt Badestube lies Badestunde.
72	16	statt Greiffenstein lies Greifenstein.
73	4	statt Isenberge lies Iserberge.
74	1	statt regnicht lies regnigt.